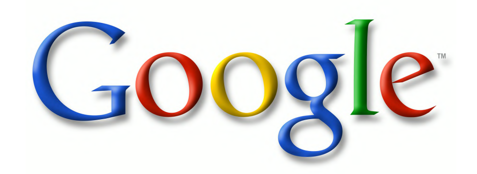


Volksleben im Lande der Bibel

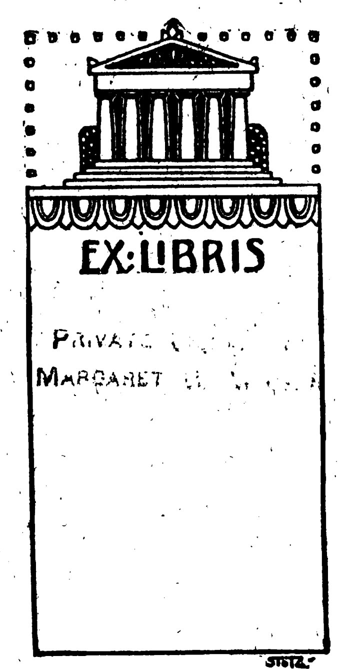
von

Max Löhr



Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

1. OK, 1914 —
2. Palestrina. — Ital. life



Wissenschaft und Bildung

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Im Umfange von 130—180 Seiten
Geh. 1 M. Originalleinenbd. 1.25 M.

Die Sammlung bringt aus der Feder unserer berufensten Gelehrten in anregender Darstellung und systematischer Vollständigkeit die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung aus allen Wissensgebieten. :: :: :: ::
Sie will den Leser schnell und mühelos, ohne Fachkenntnisse vorauszusetzen, in das Verständnis aktueller wissenschaftlicher Fragen einführen, ihn in ständiger Fühlung mit den Fortschritten der Wissenschaft halten und ihm so ermöglichen, seinen Bildungskreis zu erweitern, vorhandene Kenntnisse zu vertiefen, sowie neue Anregungen für die berufliche Tätigkeit zu gewinnen.
Die Sammlung „Wissenschaft und Bildung" will nicht nur dem Laien eine belehrende und unterhaltende Lektüre, dem Fachmann eine bequeme Zusammenfassung, sondern auch dem Gelehrten ein geeignetes Orientierungsmittel sein, der gern zu einer gemeinverständlichen Darstellung greift, um sich in Kürze über ein seiner Forschung ferner liegendes Gebiet zu unterrichten.
Der weitere Ausbau der Sammlung wird planmäßig durchgeführt. Abbildungen werden den in sich abgeschlossenen und einzeln käuflichen Bändchen nach Bedarf in sorgfältiger Auswahl beigegeben.

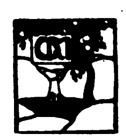
Über die bisher erschienenen Bändchen vergleiche den Anhang

Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.

Wissenschaft und Bildung
Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens
Herausgegeben von Privatdozent Dr. Paul Herre
7

Volksleben
im Lande der Bibel

von
Max Löhr
Prof. a. d. Univ. in Breslau



1907
Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

Vorwort.

Ich habe mich bemüht, auf dem mir zur Verfügung stehenden Raum das meiner Ansicht nach für einen weiteren Interessentenkreis Wichtigste aus dem überreichen Material auszuwählen und darzustellen. Um Wiederholungen zu vermeiden, sind in den einzelnen Vorträgen Verweise auf die andern eingefügt. Die Namen sind, soweit sie nicht allgemein bekannt oder durch die Bibel geläufig, in genauer Umschreibung der arabischen Form wiedergegeben; dabei sind natürlich die neuesten, zuverlässigen Nachrichten über die heutigen Namensformen verwertet.

An Literatur sind herangezogen die Veröffentlichungen des deutschen archäologischen Institutes zu Jerusalem (Palästina-Jahrbuch), des Deutschen Palästina-Vereins, des Palestine Exploration Fund, der Österreichischen Monatsschrift für den Orient, des Biblical World (University of Chicago Press) und der Echos d'Orient (Mission de l'Assomption, Constantinople) u. a.; ferner einschlägige Monographien, wie Ankel, Grundzüge der Landesnatur des Westjordanlandes, Bauer, Volksleben im Lande der Bibel; Buhl, Geographie des alten Palästina; derselbe, Die sozialen Verhältnisse der Israeliten; Guthe, Kurzes Bibelwörterbuch.

Zu besonderem Danke bin ich noch Herrn Dr. Riesenfeld verpflichtet, der, als Syndikus der hiesigen Handelskammer, mir deren Bibliothek zu benutzen in liebenswürdigster Weise ermöglicht hat; ebenso der Direktion der Hamburg-Amerika-Linie für einige mir gütigst zur Verfügung gestellte Daten.

Breslau, Ostern 1907.

Max Löhr.

Inhalt.

I.

Land und Leute.

Palästina, das Land der Bibel. In dieser Tatsache wurzelt das Interesse, welches Juden und Christen aller Konfessionen seit Jahrhunderten jenem Lande entgegenbringen.

Und in der Tat verdient es ein besonderes Interesse, nicht allein um der bedeutsamen, religiösen Vorgänge willen, die auf seinem Boden sich abgespielt haben; auch wegen der eigenartigen Geschicke, von welchen seine politische Geschichte zu erzählen weiß.

Palästina ist bekanntlich die Brücke zwischen zwei Weltteilen, Asien und Afrika; und es ist eine viel begangene Brücke gewesen. Wir wissen, daß seit dem dritten Jahrtausend v. Chr. die Völker darüber hingezogen sind: Babylonier und Ägypter, Hebräer und Assyrer, Scythen und Griechen, Römer und Araber; der abendländischen Scharen der Kreuzfahrer nicht zu vergessen. Diese Völker haben nicht nur von den Gütern des Landes mit sich fortgenommen, es haben ihm auch manche von ihnen bald mehr, bald weniger eigenartige Kulturschätze zugetragen.

Dazu kommt, daß ungefähr von der Mitte des vorigen Jahrhunderts an die zivilisierten Nationen Europas und Amerikas einen ständig wachsenden Anteil an unserem Lande und seinen gegenwärtigen Schicksalen nehmen. Ihre Teilnahme ist heute nicht mehr nur eine religiöse oder historische; sie wird auch von einem starken kommerziellen Gesichtspunkt beherrscht, um von den politischen Absichten und Wünschen, welche dabei mitspielen, zu schweigen. Von Jahr zu Jahr strömt daher in reicherem Maße abendländische Kultur in Palästina ein.

Das alles ist Grund genug, sich mit Land und Leuten bekannt zu machen, wobei natürlich die Gegenwart nicht ohne gelegentliche Rücksicht auf eine längstentschwundene Vergangenheit verstanden werden kann.

Das Land, mit welchem wir uns beschäftigen wollen, führt

in der Geschichte verschiedene Namen. Die Bibel Alten Testamentes redet vielfach von „Kanaan“. Eine befriedigende Erklärung des Wortes ist bis jetzt nicht gefunden worden; auch deckt sich das alttestamentliche Land dieses Namens durchaus nicht mit dem Gebiete, welches wir heute als „Palästina“ zu bezeichnen pflegen. Denn Kanaan schließt die ostjordanische Seite nicht mit ein. Palästina, wörtlich „Philisterland“, d. i. der einst von den Philistern bewohnte Küstenstrich, wird noch von Herodot († 404 v. Chr.) in diesem Sinne gebraucht. In dem uns geläufigen Umfang erscheint dieser Name z. B. bei dem jüdischen Historiker Josephus († ca. 100 n. Chr.). Der erste christliche Autor, bei dem er nachgewiesen werden kann, ist Justinus der Märtyrer († 165 n. Chr.). Die Bezeichnung endlich „das (nämlich von Gott den Patriarchen) gelobte Land“, dem alttestamentlichen Kanaan entsprechend, begegnet bei deutschen Schriftstellern vor Luther und bei diesem vereinzelt in seinen Schriften, nicht in der Bibelübersetzung.

Die natürlichen Grenzen Palästinas sind, auf drei Seiten wenigstens, ohne große Schwierigkeit zu bestimmen. Im Osten ist es das mächtige syrisch-arabische Sandmeer. Auch die Südgrenze ist wieder durch die Wüste gegeben, wie sie etwa unterhalb der Linie vorherrscht, die man von Gaza nach Bersaba, und von dort über das Südende des Toten Meeres hinaus ziehen kann. Westlich ist das Land vom Mittelmeer begrenzt. Weniger leicht ist es, einen passenden Abschluß im Norden zu finden. Vielfach sucht man ihn im nahr el-qâsimije, welcher sich oberhalb Tyrus in das Meer ergießt. Der in tiefer Schlucht sich bewegende Unterlauf dieses Flusses geht ziemlich gerade von Osten nach Westen. Wenn man ungefähr in seiner Richtung eine Linie in das Ostjordanland zum Hermon hinübergezogen denkt, so dürfte diese am ehesten die natürliche Nordgrenze des Landes bezeichnen.

Man berechnet die Bodenfläche Palästinas auf ungefähr 25000 qkm, also ein Gebiet, das etwas mehr als die Hälfte der Provinz Schlesien (40307 qkm mit nahezu 5 Millionen Einwohnern) ausmacht. Die Bevölkerungsziffer ist sehr schwer festzustellen; sie wird neuerdings auf höchstens 1 Million Seelen geschätzt. Ob diese Zahl in früheren Jahrhunderten, vor allem im Altertum, überschritten worden ist, darüber sind begründete Aussagen, wegen ungenügenden Quellenmaterials, unmöglich;

aber es dürfte, mit Rücksicht auf einzelne Umstände, immerhin wahrscheinlich sein.

Die am meisten charakteristische Erscheinung in der Bodengestalt des Landes ist der tiefe Graben, den man das Jordantal zu nennen pflegt. Die Naturkraft, welche ihn durch Versenkung eines langen Gebirgsstreifens entstehen ließ, teilte dadurch zugleich die Kreideplatte, welche das palästinische Land bildet, in zwei mannigfach unterschiedene Hälften: das ost- und das westjordanische Gebirge. Während das letztere im allgemeinen steil zum Jordan hin abstürzt, nimmt es nach der Küste zu einen allmählichen, stufenförmigen Verlauf. So ergeben sich uns vier meridional gerichtete Streifen: die Küstenebene, das westjordanische Gebirge, das Jordantal und das Ostjordanland.

Die Küste Palästinas beginnt im südöstlichen Winkel des levantischen Beckens und dehnt sich zunächst, von Sanddünen und zahlreichen Klippen begleitet, fast geradlinig, ohne Buchten und Vorsprünge, bis zum Karmel aus. Es ist eine Flachküste von so ausgeprägtem Charakter, daß man von einem südsyrischen Küstentypus sprechen könnte. Das Ufer ist, abgesehen von einigen Anhöhen, wie bei Askalon, ca. 53 m, und Jâfa, ca. 47 m, ein niedrig gelegenes, teilweise sumpfiges Schwemmland. Auch nördlich des Karmel findet sich noch die Flachküste; zunächst, in schön geschwungenem Bogen, bis Akko und dann wieder, in gerader Linie verlaufend, bis zum Vorgebirge râs en-nāqûra, ca. 69 m. Hier beginnt die Steilküste und erstreckt sich bis zu dem „weißen Vorgebirge" râs el-abjad, ca. 60 m, so genannt, weil es aus blendend weißem Kalkstein gebildet ist. Es sind die Ausläufer der galiläischen Berge, die hier bis ans Meer heranreichen; von den Alten als die „tyrische Treppe" bezeichnet. Nördlich davon setzt noch einmal, bis über Tyrus hinaus, die Flachküste ein; doch ist die Küstenebene hier weit schmaler als z. B. südlich des Karmel bei Jâfa.

Unsere Küste ist nach dem Urteil der Geologen dem Schicksal der Versandung unterworfen. Dabei spielen nicht so sehr Ebbe und Flut eine Rolle, die ja im Mittelmeere überhaupt von geringer Bedeutung sind, als vielmehr eine Meeresströmung, die von der Straße von Gibraltar herkommend, an Nordafrika entlangstreicht und die sedimentreichen Wasser des Nil mit sich fortführend, an der syrischen Küste weitergeht. Die schwersten

Bestandteile jenes Nilsedimentes lagern sich am ehesten ab; die Brandung wirft sie ans Land, und hier dienen sie dem Westwind als Material zur Dünenbildung. Auf diese Weise dürften die mächtigen Sandwälle zu erklären sein, die sich besonders an der südpalästinischen Küste finden; bei Gaza haben sie eine Breite von 3,5, nördlich davon bis Jâfa gar eine solche von 6,5 km.

Diese, mit allerlei Gestrüpp bestandenen Dünen, sind von großem Nachteil. Denn sie hindern vielfach den Abfluß der Regenwasser; es bilden sich hinter ihnen Moräste, deren giftige Ausdünstungen im Sommer gesundheitsschädlich wirken. Um diesem Übel zu begegnen, hat man darum z. B. im nahr [Fluß] el-fâlik einen künstlichen Ausfluß zum Meere geschaffen. Anderwärts hat ein Küstenflüßchen durch eigene Kraft den hindernden Damm durchbrochen und einen Ausgang in die See gewonnen. An solchen Stellen aber findet nun der Triebsand ein offenes Tor und bedeckt auf weite Strecken das dahinter liegende Gelände.

Manche Siedelung ist von der Küste vollständig abgeschlossen, wie z. B. Gaza, das ungefähr eine Stunde vom Meere entfernt, in keiner Weise den Eindruck einer Seestadt macht, überhaupt nicht, trotz seiner mehr als 30000 Einwohner, den einer Stadt, sondern vielmehr einer großen Gartenkolonie gleicht. Oliven, Orangen, und vor allem Datteln gedeihen hier infolge reichlichen Grundwassers vortrefflich; aber auch Aprikosen, Feigen, Granatäpfel, Sykomoren und allerlei Gemüse werden gebaut. Gaza wird schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. inschriftlich erwähnt. Es hat wiederholt schwere Heimsuchungen erfahren, aber die Notwendigkeit einer menschlichen Ansiedelung an dieser Stelle, sowohl in strategischer Hinsicht, wie um des Handelsverkehrs willen von und nach Ägypten, hat bisher jedes widerwärtige Geschick zu überwinden vermocht.

Etwa vier Stunden nördlich von Gaza liegen, im Halbkreis am Gestade, die hochinteressanten Ruinen des alten Askalon. Auch hier treffen wir üppigstes Gedeihen, Wein- und Baumgärten in Menge. Sie gehören den Fellachen des Dorfes ed-dschôra im Nordwesten der Ruinenstätte. Die Schalotte, eine im Sande wildwachsende Zwiebelart, schon den Römern als ascalonia (franz. échalotte) bekannt, hat vielleicht hier ihre Heimat.

Die alte Verkehrsstraße, auf der einst die Kriegsscharen der Eroberer, von den Pharaonen bis zu Napoleon, hin und

her geflutet sind, und auf der heute noch, mit Vorliebe des Nachts, die Karawanen ziehen, läuft östlich der Dünen und führt uns in der Nähe des alten Asdod, dem heute nicht unbedeutenden Fellachendorfe esdûd, vorüber, das ebenfalls mit einem Kranze von Gärten umgeben ist. Es macht einen eigenen Eindruck, dieses immer wiederkehrende Nebeneinander von Trümmern einer längst vergangenen menschlichen Kultur und



Jâfa, von der deutschen Kolonie aus gesehen.

der ewig sich verjüngenden Naturkraft. Weiter nordwärts gelangen wir über die schilfbedeckten Ufer des, an der Mündung mehr als 5 m breiten, rûbîn-Flusses nach Jâfa, einer Stadt von fast 50000 Einwohnern. Die Alten glaubten von ihr, daß sie älter sei, als die Sintflut. Jedesfalls ist es eine uralte Stadt, auf felsigen Höhen erbaut, und ebenfalls uralt ist ihr Ruf als Handelsplatz. Der Hafen ist wohl im Altertum von größerer Bedeutung gewesen, denn seine an sich geringe Tiefe genügte den damaligen Schiffen, und die heute so gefürchtete, 300 m lange Klippenreihe bot einen natürlichen Schutz. Gegen-

wärtig müssen die Dampfer, wenn die Windverhältnisse überhaupt ein Ankern gestatten, etwa 1 km vom Strande entfernt liegen bleiben. Ein Verkehr von Bord an Land und umgekehrt wird durch Ruderboote vermittelt. Trotz dieser, für die heutige Schiffahrt ungünstigen Umstände, ist aber der Seehandel Jâfas neuerdings in steter Zunahme begriffen. Das ist begründet, abgesehen von den modernen Verkehrsmitteln, in der Fruchtbarkeit der Gegend, in welcher die Stadt liegt: sie ist in stundenweitem Umkreis von den schönsten, durch Schöpfwerke bewässerten Gärten, besonders Orangengärten, eingeschlossen; nicht zum wenigsten beruht dies aber auch auf der Betriebsamkeit seiner, vorwiegend deutschen Kolonisten, unter ihnen der Templer (vgl. Vortrag V).

Wir eilen an der blühenden Templerkolonie Sarôna vorbei, überschreiten den wasserreichen nahr el-'audscha und gelangen durch die, schon im Altertum wegen ihrer Fruchtbarkeit hochberühmte, Ebene Saron nordwärts zu den Ruinen des einst glänzenden Cäsarea. Weiter führt unser Weg über den Krokodil-Fluß, an der jüdischen Ackerbaukolonie Zammârîn vorüber nach Haifa, einer Stadt, deren Einwohnerzahl 1902 vom deutschen Vizekonsulat auf 12000 Seelen geschätzt wurde. Ihre Lage mit dem im Hintergrund aufsteigenden Karmelgebirge ist äußerst ansprechend. Besonders wirkungsvoll sind dabei die schmucken Häuser und sorgfältig gepflegten Pflanzungen der deutschen Kolonisten und Templer. Der Hafen, weil geschützt gegen West und Südwest und von der Küstenströmung nicht direkt getroffen, ist wohl der beste Palästinas. Zurzeit läßt die türkische Regierung auch noch Kai und Mole ausbauen. Seit Alters ist Haifa Ausfuhrplatz für das Getreide der Ebene von Jesreel und des Ostjordanlandes. Der heutige Handel ist in beträchtlichem Aufschwung begriffen und bedroht den von Akko, das am anderen Ende des schönen Meerbusens gelegen ist. Akkos Blütezeit ist vorüber. Sie bestand zur Zeit der Kreuzzüge im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Heute ist der einst bedeutende Hafen versandet und der Handel scheint in letzter Zeit sich mehr nach Haifa hinüberzuziehen (vgl. dazu Vortrag V).

Akkos Schicksal wird geteilt von der nördlichsten Seestadt des eigentlichen Palästina, von Tyrus. Seit dem grauen Altertum bis in die Kreuzfahrerzeit hinein eine reiche und mächtige

Handelsempore, ist es jetzt ein recht armseliges Städtchen mit etwa 6000 Einwohnern. Im Jahre 1837 wurde es durch ein Erdbeben schwer getroffen. Sein Handel liegt infolge der Konkurrenz von Haifa und vor allem Beirut gänzlich darnieder.

Das westjordanische Gebirge, der Hauptschauplatz der Geschichte des Landes, zerfällt in zwei Teile; einen größeren südlichen: Juda und Samarien; und einen kleineren nördlichen: Galiläa.



Judäisches Ödland.

Juda ist ein breitgewölbtes Tafelland, einförmig, vorwiegend kahl und unfruchtbar, wie es unsre Abbildung zeigt. Besonders der nach Osten hin gelegene Teil bildet eine trostlose Steinwüste, deren zahlreiche Höhlen im Altertum allerlei lichtscheuem Gesindel als Zufluchtsstätte dienten. Nach Norden zu sei hier noch des vielverzweigten Talsystems gedacht, dessen Ende nach dem Jordan hin den Namen wâdi-l-qelt führt, ein tief eingeschnittener, durch seine öden, schroffen Steinmassen imposanter Wadi [Tal] von nicht geringem Wasserreichtum. Das Wasser dient heute dazu, eine Mühle zu treiben und weiter unten den Garten des griechisch-katholischen

St. Georg-Klosters zu versorgen. In den unzugänglichen Felsklüften dieser Gegend haben sich auch einst Flüchtlinge geborgen, wie der Prophet Elias und Johannes der Täufer; und in den ersten christlichen Jahrhunderten hat sich mancher Einsiedler hierhin aus der Welt zurückgezogen.

Ganz anderer Art ist das sich allmählich nach der See zu abdachende westliche Gebiet. Es ist eine, von dem eigentlichen



St. Georg-Kloster im wâdi-l-qelt,
mit Gartenanlagen im Vordergrunde.

Gebirge wohl zu unterscheidende Senkungsfläche, die sich im Frühjahr, etwa Anfang März, größtenteils mit weiten, grünen Saatfeldern bedeckt, über die hinweg man, z. B. von el-qubêbe, dem Emmaus des Evangeliums, aus am fernen Horizont wie einen silbernen Streifen das Meer erblickt.

Der mittlere Teil Judas ist eine enggeschlossene Gebirgsmasse. Breitere, zum Anbau geeignete Flächen sind darin nur wenige vorhanden. Diese zeigen allerdings auf ihrem schwarzen Alluvialboden eine bemerkenswerte Fruchtbarkeit. Unter ihnen

ist als südlichstes das Gebiet von Hebron zu nennen, heute, wie im Altertum, durch seinen Weinbau berühmt. Hebron, mit ca. 20000 Einwohnern, ist die Stadt Abrahams, des Freundes Gottes, daher arabisch il-chalîl. Hier wird seine und anderer Patriarchen Grabstätte noch immer von der fanatischen moslemischen Bevölkerung verehrt und den Blicken der Ungläubigen entzogen. Die Stadt galt schon dem Alten Testament als uralt. Darauf deutet die Notiz (4. Mos. 13, 22): sie sei sieben Jahre früher erbaut, als Zoan (= Tanis), ein schon um 2000 v. Chr.



El-qubêbe, mit Blick auf das fruchtbare, westliche Gelände.

in hoher Blüte stehender Ort des Nildeltas. Dieses Alter erklärt sich, abgesehen von der Fruchtbarkeit des Bodens, aus der günstigen Lage am Kreuzungspunkt wichtiger Handelsstraßen. Trotzdem erscheint Hebron als historisch wichtig eigentlich nur in der ältesten israelitischen Königszeit: David residierte hier als Häuptling des Stammes Juda, und Absalom ließ sich später hierselbst gegen seinen Vater zum König ausrufen. In unseren Tagen hat die Stadt eine gewisse, wenn ich so sagen darf, industrielle Bedeutung durch Glasfabrikation und Herstellung von Wasserschläuchen (vgl. Vortrag V).

Nordöstlich von Hebron finden wir den schönen, wasser-

reichen und fruchtbaren wâdi 'arrûb; weiter hinauf die liebliche Gegend von Bethlehem. Wie eine Oase nimmt sie sich aus inmitten des öden, unfruchtbaren Geländes ringsumher. Die Stadt mit ihren 8000, fast ausschließlich christlichen, Einwohnern hat sich zu allen Zeiten eines besonderen Interesses seitens der Christenheit erfreut. Die kirchliche Tradition sucht die „Herberge", vgl. Luk. 2, 7, in welcher der Heiland geboren wurde, in einer



Bethlehem.

Höhle. Über dieser errichtete Konstantin († 337) eine Basilika. Sie besteht — Grundriß und Innenarchitektur sind im wesentlichen in ihrer Urgestalt erhalten — noch heute als das einzige Baudenkmal dieses Kaisers in Palästina, und feiern hier die drei Konfessionen der Griechen, Lateiner und Armenier ihre Feste, während türkisches Militär die Ordnung aufrecht erhält. In Bethlehem wird heute, neben Acker- und Gartenbau nicht wenig, sogenannte „Fremdenindustrie" betrieben. Viele Einwohner beschäftigen sich mit Herstellung von Heiligenbildern,

Rosenkränzen und den bekannten Perlmutterarbeiten; auch fertigen sie aus dem Moses- oder Stinkstein allerlei Gebrauchsartikel. Andere suchen im Sommer außerhalb der Heimat Arbeit als Steinmetzen.

Von Bethlehem nordwärts dehnt sich bis an den Südwesten von Jerusalem heran die getreidereiche Ebene baq'â, das „Tal Rephaim" des Alten Testamentes.

Wir eilen hier an Jerusalem vorüber (vgl. Vortrag VII). Zur Charakteristik der judäischen Landschaft sei nur noch erwähnt, daß sich zwei bis drei Meilen westlich von seiner Hauptstadt, in der Nähe des Dorfes bêt maḥsîr zwei kleinere Waldbestände finden, die einzigen in Juda, welche diesen Namen verdienen. Man hat die Größe des ganzen Bestandes auf 6 bis 7 ha geschätzt. Er ist alt, besteht fast durchgehends aus Seestrandkiefern und stellt gewiß den kümmerlichen Rest eines in früheren Zeiten imposanten Waldes dar. Seine Erhaltung verdankt er dem Umstande, daß er den Moslems heilig ist.

Nordwestlich, vor den Toren Jerusalems, erblicken wir en-nebi samwîl [der Prophet Samuel], wahrscheinlich das alte Mispa, die Stadt Samuels (vgl. 1. Sam. 7, 16. 10, 17), den mons gaudii der Kreuzfahrer, die von Norden kommend, hier zum ersten Mal Jerusalem vor sich sahen. Der Ort liegt beinahe 900 m hoch und gewährt vom Minaret seiner Moschee aus einen herrlichen Rundblick. Das Königreich Sauls, das Stammgebiet von Benjamin, liegt vor uns und überrascht durch seine Kleinheit. An seinem östlichen Rande erhebt sich der kahle Hügel tell el-fûl, der das alte Gibea, des Königs Heimat und Residenz, getragen hat. Bei günstiger Witterung werden im Westen und Osten das Mittelländische und das Tote Meer sichtbar.

Gegen Norden steigt das judäische Gebirge, das sich von Hebron bis Jerusalem hin um einige 100 m senkt, wieder an, und erreicht in seinem Grenzpunkte, dem Berg el-'aṣûr, eine Höhe von 1011 m. Diese Gegend ist keineswegs arm an Dörfern, die meist von Baumpflanzungen, vor allem Oliven, und Weingärten umgeben sind.

Nunmehr folgt eine Abdachung und ein Übergang in das freundliche Hügelsystem von Samarien, als „dessen wesentlicher Charakterzug eine allmähliche Auflösung und Gliederung" der Gebirgsmassen zu betrachten ist. „Wohlbewässerte und gut

bestellte Täler durchziehen reichlich das Land und erweitern sich nicht selten zu breiten Talmulden".

Als eines dieser Täler, vielleicht das fruchtbarste und am dichtesten bevölkerte in Palästina, zugleich von historischer Berühmtheit ist das von nâb(u)lus, der Erbin des alten Sichem, zwischen den beiden ziemlich kahlen Höhenzügen des Ebal, 938 m,



Nâblus.

und Garizim, 868 m, gelegen, zu nennen. Die Umgebung der Stadt, welche heute etwa 25000 Einwohner zählt, ist ungemein fruchtbar, weil windgeschützt und vor allem sehr wasserreich. Es macht auf den von Jerusalem herkommenden Reisenden einen erquickenden Eindruck, auf Schritt und Tritt fließendes Wasser zu sehen, wie es hier eine Mühle treibt, dort Gärten bewässert oder Menschen und Herden als Labsal dient. Wie

die Datteln von Gaza und die Orangen von Jâfa, so erfreuen sich die Melonen von nâblus einer besonderen Berühmtheit. Man versteht es, daß das alte Sichem in der israelitischen Geschichte eine bedeutende Rolle gespielt hat. Schon auf die in das Westjordanland eindringenden Söhne der Wüste übte diese Gegend eine große Anziehungskraft. Aus den, wenn auch nur sagenhaften Überlieferungen geht deutlich hervor, daß Israel um diesen Besitz heiß gestritten hat. Nachdem es einmal Herr desselben geworden, war Sichem für die, unseres Wissens älteste, israelitische Dynastie, die Familie Gideons, ein Hauptstützpunkt. Nach deren baldigem Untergang blieb es die geistige Zentrale der nördlichen Stämme. Salomos Sohn, Rehabeam, mußte sich dorthin bequemen zu jenem verhängnisvollen Reichstag, der die Spaltung Israels in ein Nord- und Südreich herbeiführte. Sichem hat dann weiter die Zerstörung Jerusalems, 586 v. Chr., überdauert und ist später der Sitz jener mit der jüdischen Gemeinde konkurrierenden Sekte der Samaritaner geworden. Im Jahre 128 v. Chr. wurde es von den Juden zerstört. Später aber hat Kaiser Vespasian, 72 n. Chr., nordwestlich davon eine neue Siedelung geschaffen, Flavia Neapolis, das heutige nâblus. Unser Bild zeigt eine Aufnahme der Stadt vom Garizim aus, im Hintergrunde den Ebal.

Von hier gelangen wir nordwärts zunächst zu den Ruinen der alten Hauptstadt Israels, Samaria. Die einstige Herrlichkeit liegt in Trümmern vor uns. Es sind die Reste jener Bauten, mit denen Herodes der Große den Ort zu Ehren Kaiser Augustus' schmückte. Damals wurde ihr, ebenfalls zu Ehren des römischen Herrschers, der Name Sebaste gegeben, aus welchem die heutige arabische Benennung sebaṣtie entstanden ist. Außer jenen Bauresten sei der Blick erwähnt, den man von hier auf eine Reihe von Dörfern der Umgegend und besonders auf den in der Sonne blitzenden Spiegel des Mittelmeeres genießt.

In einigen Stunden erreichen wir darauf das liebliche Dörfchen dschenîn inmitten prächtiger Gärten, in denen auch einige Dattelpalmen stehen. Mit einer vortrefflichen Quelle versehen, liegt dschenîn am südlichen Rande der großen Ebene von Jesreel, welche sich in das westjordanische Gebirge hineinschiebt. Nach Westen und Osten breitet dieses zwei mächtige Arme aus, die Ebene umschließend. Der westliche Arm ist der majestätische, noch heute reichlich mit Wald- und Obstpflanzungen

bestandene Karmel. Im Osten entsprechen ihm die Gilboahöhen, auf denen Saul im Kampfe gegen die Philister seinen Tod fand. An sie schließen sich nordwärts an der sogen. kleine Hermon (nebi dahi, 515 m) und der mit Eichen und Terebinthen



Galiläische Landschaft.

geschmückte Thabor, 562 m, mit seiner schön geschwungenen, weithin erkennbaren Kuppel. Gegenwärtig befinden sich auf der Höhe dieses Berges ein griechisches und ein römisch-katholisches Kloster. Die Ebene von Jesreel wird vom Kison entwässert. Da sie an ihren Rändern höher ist, als in der Mitte — durch-

schnittlich liegt sie 60—75 m ü. M., — so entstehen in ihr während der Regenzeit stellenweise Sümpfe. Es entspricht daher der Erfahrung, wenn Elias den König Ahab mahnt (vgl. 1. Kön. 18, 44): „Laß anspannen und fahre hinab (vom Karmel nach Jesreel), daß dich der Regen nicht zurückhalte.“ Ein tüchtiger Winterregen macht das ganze Gelände unpassierbar. Mit Eintritt des Sommers wird es infolge des zum Teil verwitterten, vulkanischen Bodens zu einer grünen, blumigen Wiese, belebt von verschiedenen Arten Zugvögeln, Kranichen und Störchen, wie von Rudeln von Gazellen; oder, soweit das Terrain bestellt wird, zu einem üppigen, wogenden Saatfeld. Diese Ebene, die heute so vielen Touristen ein Bild des schönsten Friedens darbietet, ist in der Geschichte Palästinas zugleich seine Wahlstatt par excellence. Von der Richterin Debora an, ca. 1200 v. Chr., bis auf Napoleon I. und Ibrahim Pascha, achtzehntes und neunzehntes Jahrhundert n. Chr., sind hier wiederholt blutige Schlachten geschlagen.

Die Ebene leitet uns hinüber in das galiläische Bergland. Galiläa ist unstreitig die schönste Landschaft Palästinas. Die Gebirgsformation ist großartiger, der Boden vielfach aus verwittertem Basalt bestehend, ist außerordentlich fruchtbar. Vorstehendes Bild gibt eine landschaftliche Szenerie nordöstlich von Nazareth wieder. Der Bergrücken ist bis hoch hinauf mit Olivengärten bedeckt. Quellen und Bergströme, sowie die infolge der nahen Schneeberge und des mehr als sonst vor-handenen Baumwuchses reichlichen Niederschläge begünstigen die Bodenkultur. Das Land ist bis in seine höchsten Höhen hinauf anbaufähig. Ja, es ist festgestellt, daß sich die Leichtigkeit des Anbaues nach oben steigert, infolge der wachsenden klimatischen Vorteile: kürzere Trockenzeit, kühlere Höhenluft. Der südliche Teil Galiläas ist durchschnittlich niedriger als der nördliche. In jenem nennen wir Nazareth, das still und friedlich in einem Kreise von Hügeln geborgen liegt, welche aus der großen Ebene aufsteigen. Es hat eine [illegible]atisch sehr günstige Lage, die im Vergleich z. B. mit der [illegible]usalems besonders deutlich wird: Nazareth liegt ca. 300, [illegible]usalem ungefähr 800 m hoch; jenes nach Westen hin noch [illegible]t 30 km vom Meere entfernt, im Gebiet des Steigungs-[illegible]ens; Jerusalems Entfernung von der See aber beträgt bei-[illegible]e das Doppelte, es liegt schon im Bereiche des Windschattens.

In Nazareth regnet es noch im Juni, in Jerusalem selten noch Anfang Mai. Es beträgt darum die mittlere Niederschlagsmenge im Jahre dort 611,7 mm, hier nur 581,9 mm. Den altersgrauen Mauern der Davidstadt verleiht auch die beginnende Sommerszeit kein freundlicheres Aussehen, während wohl niemand den Eindruck vergessen wird, den gerade dann das weißschimmernde Städtchen im Schmucke seiner grünenden Gärten auf ihn gemacht



Nazareth.

hat. Nazareth ist heute ein aufblühender Ort mit mehr als 10000 Einwohnern, denen man ein gewisses Maß von Fleiß und Betriebsamkeit wohl nachrühmen darf. In der biblischen Zeit scheint es nicht so gewesen zu sein. Während das Alte Testament unsere Stadt überhaupt nicht nennt, berichtet das Johannes-Evangelium (vgl. 1, 46) nur das Wort: „Was kann von Nazareth Gutes kommen"! Für die Christen ist es die Heimat ihres Erlösers. Dem entspricht der Missionseifer, welcher hier, wie in Bethlehem, von allen Konfessionen betätigt wird.

Das Bergland Palästina ist überhaupt reich an fesselnden Ausblicken. Schon das Alte Testament weist gelegentlich darauf hin. Eines der schönsten Panoramen gewährt uns aber der dschebel [Berg] es-sîch, 560 m, an dessen Abhang Nazareth liegt. Wir sehen nach Westen zu das leuchtende Meer, in das der dunkle Karmel hineinragt. Dann die große Ebene, begrenzt durch die Berge von Samarien, weiter die Gilboa-Höhen, den kleinen Hermon, die schöne Kuppel des Thabor, die Höhenzüge, welche den See Genezareth verdecken und endlich drüben, in nördlicher Ferne, den schneeglänzenden Hermon; links davon, schon wieder auf westjordanischem Boden ṣafed, „die Stadt auf dem Berge". Über dem allen ein tiefblauer Himmel und das überreiche Licht der Sonne Palästinas; einen unauslöschlichen Eindruck nehmen wir von hier mit uns fort.

Aus dem nördlichen Teil sei hier Erwähnung getan der höchstgelegenen Stadt Galiläas, ṣafed, 838 m ü. M.

Die Kraft, welche einst den Jordangraben geschaffen hat, äußert sich fast noch jährlich im Lande durch Erdbeben. Die Gegend von ṣafed ist auf dem vulkanischen Boden Galiläas eine Hauptstelle solcher Naturereignisse. 1759 und 1837 ist sie durch gewaltige Beben hart mitgenommen worden. Heute ahnt allerdings der Besucher nichts von diesen Schicksalen, wenn er die Stadt inmitten ihrer wohlbewässerten Gärten daliegen sieht. Sie ist mit ihren ca. 25000 Einwohnern eine vorwiegend jüdische Stadt. Den Juden gilt sie als heiliger Boden. In ihrer Nähe liegt mērôn, vielleicht der bedeutendste jüdische Wallfahrtsort; denn von hier soll einst der Messias kommen. Noch sei eines herrlichen Panoramas gedacht, welches man vom dschebel kan'ân, einem Höhepunkt von 842 m, nordöstlich von ṣafed, genießt. In lautloser Stille liegt vor dem Beschauer der sog. Merom- und ein Teil des Tiberiassees. Jener rings von Grün umschlossen, dieser mit seinen kahlen Bergen in rötlich-violettem Lichte. Nahe dem Meromsee erkennt man deutlich bānijâs; dahinter den weiß schimmernden Hermon und die südlichsten Teile des Libanon. Im Osten, jenseits des dem Beschauer unsichtbaren Jordanflusses, ziehen sich die Höhen des dschōlân bis zum Tiberiassee hin. Im Westen ragt der dschebel dschermaq, der höchste Berg diesseits des Jordan, 1199 m empor.

Der dritte meridionale Streifen ist das Jordantal mit

dem merkwürdigsten Wasserlauf der Erde, dem Jordan. Er entsteht am Fuße des Hermon, vorwiegend aus drei Quellbächen. Etwa eine gute Meile südlich von dem grünen Hügel tell el-qâḍi [Hügel des Richters], dem alten Dan, vereinigen sich diese noch in einer Höhe von 43 m ü. M. Darauf durchströmt der junge Fluß ein von üppigstem Oleandergebüsch und Papyrusstauden bestandenes, von Büffeln und zahlreichen Waldvögeln belebtes, leider un-



An den Jordanquellen.

gesundes Sumpfland: das ḥûle-Land, 25 km lang, 10 km breit, das sich bald zu einem See, dem ḥûle (fälschlich Merom)-See entwickelt. Dieser liegt noch 2 m ü. M. und mißt in seiner größten Länge 5,8, in der entsprechenden Breite 5,2 km. Etwa 2 km südlich des Sees überschreitet die via maris, eine uralte Karawanenstraße, auf der aus Basaltsteinen errichteten „Brücke der Töchter Jakobs" den reißenden, mit Schilf und Oleander gesäumten Strom von ca. 20 m Breite. Jenes Bauwerk, aus dem Mittelalter stammend, liegt bereits 13 m u. M. Vom

hûle- bis zum Genezareth-See legt der Jordan 16 km zurück. Dieser See, auch See von Tiberias genannt, ist 20 km lang und bei Tiberias 8—9 km breit. Er liegt 208 m u. M. Spiegelglatt breitet sich gewöhnlich die herrlich blaue Fläche des fischreichen Wassers vor dem Beschauer aus; doch wird sie hin und wieder durch Stürme, wie sie z. B. durch den wâdis-samak herunterkommen, in eine für die kleinen Fischerbarken nicht ungefährliche Bewegung gebracht. Im Ganzen darf man sagen, ist der See mit seiner Umgebung, einer Hauptstätte der evangelischen Geschichte, von anmutigem Charakter und vielleicht die landschaftlich anziehendste Gegend in ganz Palästina. Seine Ufer sind größtenteils von paradiesischer Fruchtbarkeit. Dies gilt besonders von der kleinen Ebene el-ruwêr [das kleine rôr] an der Westseite des Sees, welche sich von el-medschdel bis chân minje erstreckt. Weiter nördlich, am feinsandigen Gestade, das hier mit Palmen, Oleander und Eukalyptus bestanden ist, liegt die Quelle Heptapegon, heute ʻên ettâbira; ihr Wasser, das eine Mühle treibt, hat eine Temperatur von etwa 30° C.

In nächster Nähe befindet sich das gastfreie, malerisch gelegene Hospiz des Pater Biewer. In nördlicher Richtung, einen Felsensteg benutzend, treffen wir auf tell hûm mit den architektonisch bedeutsamen Trümmern einer alten Synagoge. Von vielen wird dieser Ort mit Kapernaum identifiziert. Wenn wir dem Nordufer folgend, das Jordandelta überschreiten, so befinden wir uns wieder in einer sehr fruchtbaren Ebene, el-ebtêha. Sie wird von zahlreichen Beduinen bewohnt, die sie teils bestellen, teils als Weide für ihre großen Viehherden benutzen. Das übrige östliche Ufer steht entschieden, was Natur und menschliche Niederlassungen betrifft, hinter dem eben skizzierten Ufergelände weit zurück. Zwar bedeckt es sich mit Ablauf der Regenzeit ebenfalls mit üppigster Vegetation, sein Blumenflor ist schier unermeßlich, aber im allgemeinen ist der ganzen Gegend doch, besonders in der regenlosen Zeit, der Charakter der Steppe und Einöde aufgeprägt. Der bedeutendste Ort am See war und ist die Stadt Tiberias, an seinem Westufer gelegen. Sie ist eine Schöpfung des Herodes Antipas, während der Jahre 16—22 n. Chr. ausgeführt. Anfänglich den Juden verhaßt, wurde sie nach Zerstörung Jerusalems durch Titus eine Hochburg der jüdischen Gesetzesgelehrsamkeit und ist es lange Zeit geblieben. Noch heute ist Tiberias, welches gegen-

wärtig 5000 Einwohner zählt, eine überwiegend jüdische Stadt. Ihre heißen Quellen, ca. $^1/_2$ Stunde südlich am See gelegen, werden auch gegenwärtig nicht wenig als Heilmittel, besonders gegen Rheumatismus, benutzt.

Nach seinem Austritt aus dem See eilt der Jordan in unzähligen Windungen südwärts dem Toten Meere zu, etwa 110 km in der Luftlinie. Eine Ebene, arabisch el-ṛôr ge-



Am Tiberiassee.
Die Quelle Heptapegon. Im Hintergrunde das Hospiz des Pater Biewer.

nannt, von zunächst nur 2—4 km Breite begleitet den Fluß zu beiden Seiten. Ihr Boden ist lehmhaltig und verleiht dem Wasser eine schmutziggelbe Farbe. Diese Ebene erweitert sich beträchtlich auf dem westlichen Ufer in der Gegend von bēsân, einer uralten Niederlassung, 98 m u. M.. Heute gehört dieses fruchtbare Gebiet zum dschiftlik, d. i. Krongut, als welches vor einigen Jahren das ganze Jordantal vom Tiberiassee bis zum Toten Meere proklamiert wurde. Nach ca. 8 km empfängt der Jordan von Osten seinen bedeutendsten Nebenfluß, der im

Alten Testament nicht erwähnt, vom Talmud Jarmûk genannt wird. 2 km weiter nach Süden findet sich eine zweite Brücke, dschisr el-medschâmi' [Brücke der Vereinigungen], 251 1/2 m u. M. Der unmittelbare Uferrand ist ununterbrochen mit grünem Schilf und allerlei Gesträuch bewachsen; vielfach so dicht, daß er den Wasserlauf dem Blicke des Reisenden völlig entzieht. Das Dickicht ist von Vögeln und Wildschweinen belebt. Als landschaftlich zum Teil



Tiberias.

hervorragend schön sei bei dieser Gelegenheit des noch weiter südlich in das Jordantal von Osten einmündenden wâdi 'adschlûn gedacht. Es folgt sodann, ebenfalls von Osten herankommend, der zweitgrößte Nebenfluß, der Jabboq, durch Jakobs Gebetskampf bekannt. Im Sommer ist er an seiner mit dichtem Grün gesäumten Mündung wohl 8—10 m breit, während der Jordan ihn hier an Breite viermal übertrifft. Gegenüber mündet von Westen der wâdi fâr'a. Weißschimmernde, hohe Mergelklippen rahmen jetzt zu beiden Seiten den mächtig dahin-

rauschenden Jordan ein. Jene Klippen, vom Wasser unterspült, stürzen bisweilen in den Strom, was dann Veränderungen des Flußbettes und am Ufer Sumpfbildungen zur Folge hat. So ist es gekommen, daß z. B. die im dreizehnten Jahrhundert erbaute Brücke dschisr ed-dâmie, die einst Jabboq und Jordan überspannte, heute — übrigens in Trümmern — auf dem Trocknen liegt. Eine Seilfähre und eine Furt vermitteln, an



Die judäische Wüste an der nordwestlichen Seite des Toten Meeres, mit Blick auf dieses und das ostjordanische Ufer.

Stelle der Brücke, den Verkehr. Denn hier bei ed-dâmie besteht seit Alters eine lebhafte Verbindung zwischen Ost- und Westjordanland. Hier war für die midianitischen Beduinen die Einfallspforte ins israelitische Bauernland; hier überschritt Gideon bei der Verfolgung jener Räuber den Strom. An dieser Stelle rettete der treue Abner den Rest des Hauses und Heerbannes Sauls nach Machanaim hinüber. Und hier ziehen noch heute die Karawanen zwischen nâblus und es-salt hin und her, während die Telegraphenleitung, beide Orte verbindend,

den Fluß überspannt. Einst hatte Salomo an dieser Stelle eine Metallgießerei, die für seinen Tempel in Jerusalem arbeitete. In unseren Tagen ist die ganze Gegend Besitz des Sultans, dschiftlik, und steht in rationeller Garten- und Feldkultur.

Im Jordantal werden, je weiter nach Süden, die Mergelschichten, bisweilen in ganz phantastischen Formen, immer mehr vorherrschend. Wir eilen an der imposanten Pyramide des qarn ṣartabe, 379 m ü. M., von wo einst die Signalfeuer für das jüdische Neumondfest gegeben wurden, vorüber, der Oase von Jericho zu. Von jenseits des Flusses grüßen die teilweise bewaldeten, dunklen Berge von Gilead herüber. Jericho,



Die sebcha mit unsrer Karawane, im Hintergrunde die edomitischen Berge.

die Stadt der Palmen, war schon im hohen Altertum von großer wirtschaftlicher und strategischer Bedeutung; später machte sie Herodes zu seiner Winterresidenz und schmückte sie dementsprechend mit Prachtbauten aus. Heute finden sich hier nur einige armselige Hütten, abgesehen von den drei modernen Hotels, in welchen während der Touristenzeit ein reges Leben herrscht. Die Umgegend ist aber auch jetzt noch infolge der Nähe dreier perennierender Quellen und dank dem tropischen Klima eine äußerst fruchtbare. Palmen gibt es zwar gegenwärtig wenige dort. Aber an der Sultansquelle befindet sich ein ganzer Hain von Bananen. Sehr reich ist auch der Ertrag der Weinkultur. In richtiger Erkenntnis des Wertes dieser Gegend hat eine der Verwaltungsstellen des Dschiftlikgebietes hier ihren Sitz. In der Nähe Jerichos hat die türkische

Regierung vor einer Reihe von Jahren eine kleinere Brücke mit hohem Holzgeländer über den Fluß gelegt.

Endlich ergießt sich dieser in zwei Armen, deren jeder eine Breite von etwa 50 m hat, in das Tote Meer, das Meer Lots, wie die Araber es nennen. Es hat eine Länge von 78 km und seine größte Breite beträgt ca. 17 km. Es liegt beinahe 394 m u. M. Sein Salzgehalt wird als sechsmal stärker, denn der des Ozeans bezeichnet. Die Uferlandschaft trägt ganz und gar nicht den Charakter des Schauerlichen oder



Schirmakazie am Ostufer des Toten Meeres.

Schreckhaften; sie ist teilweise majestätisch, vereinzelt sogar lieblich zu nennen. Wohl ist die Nordwestecke bei Jericho, welche die Touristen fast ausschließlich zu sehen bekommen, vegetationslos und menschenleer; aber der feinsandige, gelbe Strand und der weite, blaue Wasserspiegel versetzen uns, zumal der Schwefelgeruch bisweilen nur schwach zu spüren ist, im Geiste an unseren Nordseestrand bei schönem Augustwetter. Wohl ist das Salzgebirge an der Südwestecke mit seinen kahlen, hochragenden, in der Sonne blendend weißen Formationen einsam — nicht Mensch, noch Tier ist weit und breit anzutreffen; aber unser Interesse wird durch die groteske Eigenart dessen, was das

Auge ringsumher wahrnimmt, so gefesselt, daß eine Empfindung des Schreckens gar nicht aufkommt. Vielmehr hat die lautlose Stille, in der man stundenlang dahinreitet, etwas Wohltuendes. Den Süden des Meeres begrenzt die sebcha, eine weite, gelbe Sandfläche, auf der sich während der Regenzeit vereinzelte, sumpfige Stellen bilden. Hier haben vermutlich einst Sodom und Gomorrha gelegen, bevor sie, nach neuester Ansicht im Anfang der Alluvialzeit, durch tektonisches Erdbeben vernichtet wurden. Wir haben am Abend des 4. April 1904 auf dem Ostufer des Meeres, am Ausfluß des rauschenden wâdi-d-derâ'a, gelagert; vor uns der gelbe Sand der lisân-Halbinsel, dahinter das tiefblaue Meer, begrenzt von den schon im Dämmerlicht liegenden Bergen Judas, über dem Ganzen sich wölbend der gelbrote Abendhimmel. Um uns Schirmakazien, Sidrbäume und Sodomsapfelsträucher, dazu Blumen aller Art; das Locken der Steinhühner, das Zirpen der Insekten, der Ruf eines Kuckucks: ein anmutiges Landschaftsbild. Unser Bild zeigt das stattliche Exemplar einer Schirmakazie inmitten reicher Vegetation, im Hintergrunde die Berge Judas. Leider vermag es das hauptsächlich Wirksame, die Farben- und Lichteffekte nicht wiederzugeben. Ich sah wenige Tage darauf gegen Mittag von einer Anhöhe am westlichen Ufer, südlich von es-sebbe, die vier in herrlichstem Grün prangenden Oasen, von den sich in das Meer ergießenden Wadis gebildet. Sie sind von Halbbeduinen bewohnt, die hier Ackerbau treiben. Die strahlende Sonne Palästinas lag über dem ganzen Bilde, das seinen Abschluß nach links hin durch den schneebedeckten Hermon fand. Wieder nahm ich vom Toten Meer einen nichts weniger als schauerlichen Eindruck mit.

Ratzel sagt: „Flußgrenzen sind für viele Wesen zu schmal, um zu trennen.“ Ist der Jordan ein trennender oder ein verbindender Faktor in der Geschichte seines Landes? — Von den heut existierenden Brücken ist wohl für die alte israelitische Zeit abzusehen. Aber unser Fluß hat zahlreiche Furten. Zwischen dem hûle- und Genezarethsee fünf, und zwischen diesem und dem Toten Meere vierundfünfzig. Zwar sind dieselben in der Regenzeit kaum oder gar nicht zu benutzen; auch sind sie recht unregelmäßig verteilt: bei bēsân und Jericho finden sich je fünf, südlich von ed-dâmie fehlen sie auf eine weite Strecke ganz. Dennoch lehrt die politische Geschichte, wie der noch heute, wie einst im Alter-

tum, herüber- und hinüberflutende Handelsverkehr, daß der Jordan weit mehr als ein verbindendes, denn als ein trennendes Moment angesehen werden darf.

Das Ostjordanland kann im wesentlichen als ein zusammenhängendes Hochland bezeichnet werden. Seine Erhebungen sind im Großen und Ganzen erheblicher, als diejenigen diesseits des Stromes. Im Osten drängt die Wüste gegen das Hochland vor und schmälert es besonders im südlichen Teil bis auf ca. 30 km. Nach Westen zu streichen eine Reihe tiefeinschneidender Täler und gliedern das Ganze in vier deutlich erkennbare Gebiete. Das südlichste derselben, vom wâdi-l-ehsa, wahrscheinlich dem biblischen Bach Sared, mit manneshohem Schilf, Oleander- und Tamariskengebüsch, und der Alpenlandschaft des wâdi-l-môdschib, dem Arnon der Bibel, eingeschlossen, ist das Gebiet des alten Moab, eine große, fruchtbare Ebene. Die zahlreichen Ruinen, meist römischen Ursprungs, die man besonders in der nördlichen Hälfte antrifft, sind beredte Zeugen, nicht nur der einstigen Kultur, sondern auch dessen, was aus dem gegenwärtig so spärlich bevölkerten Gebiete wieder werden könnte. Seine Hauptstadt ist el-kerak mit über 20000 Einwohnern; wahrscheinlich das alte Qir Moab. In der Kreuzfahrerzeit als strategischer Stützpunkt von großer Bedeutung, ist es heute ein Sitz der türkischen Regierung mit nicht unbeträchtlicher Garnison. In der Umgegend wird viel Weizen gebaut, der von Händlern aufgekauft, mit Segelboot über das Tote Meer nach Jericho und von dort weiter verfrachtet wird. Man hat von el-kerak, 1026 m ü. M., aus einen prachtvollen Blick auf das Tote Meer mit der lisân-Halbinsel; jenseits erkennt man ʻên-dschidi, dahinter nordwärts Bethlehem, den Russenturm auf dem Ölberg bei Jerusalem und en-nebi samwîl. Die Nordgrenze unseres Gebietes bildet das romantische wâdi-l-môdschib. Dort, wo die Straße von el-kerak nach Norden diesen Wadi überschreitet, ist er ca. 650 m tief. Wir brauchten zum Abstieg mit Pferden $1^1/_2$ Stunden. Am Südabhange liegen einige Säulen, im Tal die Reste einer Brücke; beide aus der Römerzeit. Das Wasser des Arnon ist klar und wohlschmeckend. Leider bildet er beim Eintritt ins Tote Meer kein Delta. Seine Fluten verrauschen, im April 2000 Liter pro Sekunde, unbenutzt; imposant aber ist sein Ausflußtor: über 100 m hohe, steile Felswände von wunderbarer Färbung, ein mächtiges Echo

bietend, treten bis an den Rand des Toten Meeres vor, während der Strom selbst von undurchdringlichem Schilfdickicht erfüllt ist.

Das nächste Gebiet nordwärts führt heute den Namen el-belqâ und reicht hinauf bis zum Jabboq des Alten Testamentes. Es ist ebenfalls eine fruchtbare Hochebene voll interessanter, historischer Erinnerungen. Eine Reitstunde nördlich vom wâdi-l-môdschib liegt dibân, wo 1870 die Inschrift des Königs Mesa von Moab (9. Jahrh. v. Chr.), eine in vieler Hinsicht lehrreiche Geschichtsurkunde, gefunden wurde. Von der Mündung des Arnon nordwärts schreitend, finden wir vor dem wâdi zerqa mā'în heiße Quellen. Eine von ihnen ist die alte kallirrhoë, wo Herodes Heilung suchte. Noch heute werden diese Quellen von Kranken, besonders aus Jerusalem, des öfteren benutzt. Die nächste Umgebung zeigt eine üppige Vegetation: Schilf, Tamarisken und auch einige Palmen. Von hier, in nordöstlicher Richtung in das Innere des Landes vorrückend, erreichen wir mâdeba, 896 m ü. M.. Diese Stadt, die schon im Alten Testament und auf der Mesa-Inschrift erwähnt wird, hat heute eine griechisch-katholische Gemeinde von über tausend Seelen. Im Fußboden ihrer alten Kirche wurde im Januar 1897 eine, wahrscheinlich aus dem sechsten christlichen Jahrhundert stammende, leider größtenteils zerstörte Mosaikkarte von Palästina entdeckt. Einige Stunden von hier, nach der Wüste zu, liegt die hochinteressante, für den Historiker ein schweres Rätsel bildende Schloßruine von mschetta, deren Fassade jetzt, als Geschenk des Sultans an den deutschen Kaiser, im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin aufbewahrt wird. Von mâdeba aus westwärts gelangen wir über den aussichtsreichen Nebo zu den 'ejûn mûsa, den Mosesquellen. Über eine mächtige Tropfsteinhöhle, deren Boden mit grünen Blattpflanzen ganz bedeckt ist, rauschen die erquickenden Wasser herab. Von den Orten im nördlichen Teil unseres Gebietes sei noch 'ammâns, als einer der bedeutendsten Ruinenstätten des Ostjordanlandes, gedacht. 'ammân ist identisch mit dem alten Rabbat Ammon, der Hauptstadt der Ammoniter, die von David um 1000 v. Chr. zerstört wurde. Den inzwischen wieder erstandenen Ort hat dann Ptolemäus II. Philadelphus, um 175 v. Chr. in prächtigster Weise ausgebaut. Damals blühte hier hellenistisches Kulturleben, wo heute eine Tscherkessenkolonie ihr Dasein fristet. Endlich nennen wir das, nahe dem dschebel ôscha', [Hoseaberg] 1096 m, gelegene es-salt, die

Hauptstadt der belqâ. So rätselhaft wie ihr Name, ist ihr Ursprung und ihre Geschichte. Die Stadt hat gegenwärtig etwa 12000 Einwohner; unter ihnen eine arabische Protestantengemeinde von 300 Seelen, eine Frucht englischer Mission. Seine gastfreien Einwohner verraten in Gestalt und Antlitz, wie in der Kleidung, noch stark ihren Zusammenhang mit den Beduinen, von denen der Markt hier viel besucht wird. Berühmt ist der Ort noch durch die Produktion vorzüglicher Rosinen. Nordöstlich von es-salt findet sich im wâdi abu quṭṭên [Tal des Feigenvaters] bedeutender Waldbestand; hauptsächlich Steineiche, aber auch andere Laub- wie Nadelhölzer und Schlingpflanzen, von Singvögeln aller Art belebt.

Das dritte ostjordanische Gebiet ist der ʻadschlûn, begrenzt durch Jabboq und Jarmûk. Der Wald, der im Norden der belqâ seinen Anfang nimmt, setzt sich bis in den Süden des ʻadschlûn fort; vorwiegend sind es hier Eichen und Terebinthen. Sie stehen wenig dicht und sind, im Vergleich zu unseren deutschen Waldbäumen, nur Zwerge oder Krüppel. Die Perle des ʻadschlûn, wenigstens für den Altertumsfreund, ist dscherasch, das alte Gerasa. Seine Blütezeit fällt in das zweite bis vierte christliche Jahrhundert; die Bauten, deren großartige und zahlreiche Trümmer uns heute noch Bewunderung abnötigen, sind von den Römern im zweiten und dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung aufgeführt. Bis an den Rand der Wüste war also damals weltliche Macht und Kultur vorgedrungen. Gegenwärtig wohnt auf der Ruinenstätte eine Gemeinde von Tscherkessen, den Trägern einer Halbkultur. Zwischen den Zeugen einer großen Vergangenheit sprosst wohl neues Leben; durch eine Bewässerungsanlage unterstützt, gedeihen Wiesen und Felder mit Weizen, Klee u. a. aufs beste; Einst und Jetzt in engem, friedlichen Beieinander. Aber es gibt hier leider auch eine die Vergangenheit zerstörende Gegenwart. Das Steinmaterial der antiken Bauten verwenden die Ansiedler ungehindert für ihre Häuser. Dadurch wird das allmähliche Verschwinden der alten Kulturreste unvermeidlich. — Von dscherasch aus nordwärts wird das Landschaftsbild ein anderes. An Stelle der bewaldeten Höhen am Jabboq tritt wieder die weite Hochebene, 600 m ü. M., mit grünen Matten und fruchtbarem, braunroten Ackerboden. Über diese Ebene, grün und braun, erhebt sich im Norden der weiße Gipfel des Hermon mit seinen, deutlich er-

kennbar, schneegefüllten Schluchten. — In nordwestlicher Richtung erreicht man, im April zwischen hohem Korn und Futterkraut stundenlang dahinreitend, den gegenwärtigen Regierungssitz des ʻadschlûn, das Städtchen irbid, wahrscheinlich das Beth Arbeel aus Hos. 10, 14, mit Ruinen von sehr hohem Alter. Dazu gehört vor allem eine sogen. Zyklopenmauer aus unbehauenen Steinen, deren Länge ca. 4—6 m und deren Breite 2—3 m beträgt. Sie sind bis in 10 m Höhe aufgetürmt, eine uralte Bauweise. Man hat übrigens von der Höhe von irbid — der jetzige Ort liegt unten am Fuß des Berges — einen prächtigen Blick in die Gebirgswelt Galiläas hinein.

Die vierte Landschaft des transjordanischen Palästina ist der dschōlân und ḥaurân, nördlich des Jarmûk gelegen. Charakteristisch für dieses Gebiet sind die zahlreichen, auf der Hochebene sich befindenden erloschenen Vulkanberge. dschōlân, ḥaurân und die ganze Nachbargegend gehören zu den größten Lavadistrikten der Erde. Wie müssen die Elemente hier einst gewütet haben, als sie den ganzen Boden mit glühender Lava übergossen! Man unterscheidet den nördlichen und den mittleren dschōlân als den steinigen von dem südlichen Teil. Jene beiden eignen sich darum auch nur hier und da zum Ackerbau; vorwiegend dienen sie der Weide und Viehzucht. Die Bevölkerung ist nur halbansässig. Im Winter, der hier oben rauh und kalt, vertauscht sie die luftigen Zelte mit Schilf- und Strohhütten; für eine bleibende Seßhaftigkeit aber ist der Boden wieder zu arm. Wald, von dem man aus älteren Reiseberichten noch hört, ist nicht mehr vorhanden. Bezeichnend ist, daß man den Namen tulûl el-ḥîsch „Waldberge“ für die Kette von Eruptionsbergen, die sich von bānijâs aus gegen Süden hinzieht, heute nicht mehr kennt. Das Land hat einmal eine Bedeutung gehabt; in der Zeit, als die Römer es mit Straßen und Militärstationen versehen hatten und den Handel, der von Damaskus auf der via maris über den Jordan zog, gegen die benachbarte Wüste zu schützen wußten. Diese Zeiten sind vorüber, die via maris ist fast menschenleer. Die Unbill des Klimas und vor allem die Unsicherheit des Verkehrs haben die einstige Kultur vertrieben. Der heutige Sitz der türkischen Staatsgewalt ist el-qunêtra mit seinen geraden Gassen, seiner breiten Hauptstraße, seiner direkten Chausseeverbindung nach Damaskus und seinen hauptsächlich aus fleißigen Tscherkessen bestehenden Be-

wohnern; ein Ort, welcher vielleicht eine Zukunft hat. Eine gute Quelle und fruchtbare Äcker in der Umgegend sind dazu nicht unwesentliche Beihilfen. — Endlich sei in diesem vulkanischen Gebiete des dschōlân noch eines Kratersees gedacht, hoch oben nahe den Jordanquellen bei bānijâs. Die Griechen nannten ihn Phiala d. h. Schüssel-See. Wie in einer Schüssel liegt sein Wasser regungslos und still. Die Araber haben ihm den Namen birket rân gegeben; letzteres Wort bedeutet „Tränktrog". Wie das Tote Meer ist er ohne Abfluß. Nur während jenes 394 m u. M., liegt dieser 1024 m über demselben.

Am Ende unserer Wanderung durch das Heilige Land werfen wir noch einen Blick auf die Mannigfaltigkeit seiner Bewohner.

Bei dem schwierigen Versuch, ein Bild von der Bevölkerung Palästinas zu zeichnen, ist zweierlei vorweg zu beachten. Erstens ist dieselbe eine buntgemischte, und zwar nicht nur bezüglich der Religion: Juden, Samaritaner, Christen und Moslems; auch hinsichtlich der Herkunft oder des Blutes. Hierbei ist nun allerdings zu bedenken, daß von den Völkern des Altertums, welche dieses Land einst inne hatten, von Phöniziern, Hebräern u. a., mit einziger Ausnahme der Samaritaner, Reste nicht mehr vorhanden sind. Dazu ist das Land in allen seinen Teilen im Laufe der Jahrhunderte zu radikal entvölkert. Zweitens ist streng zu scheiden zwischen denjenigen Einheimischen, die an den Touristen- und Pilgerstraßen wohnen, und den übrigen. Echte Landessitte findet man wohl nur bei den letzteren, während die ersteren durch die schlechten Einflüsse des Fremdenverkehrs entartet sind. Die — um ein Beispiel zu geben — für den Orient so oft als charakteristisch bezeichnete Bachschischbettelei tritt nur dem auf der großen Heerstraße ziehenden Touristen, und allerdings bisweilen recht belästigend, entgegen. Dem steht aber als Tatsache gegenüber, daß, so oft wir an einem Beduinenlager vorbeikamen, gewöhnlich die liebe Jugend ganz nackt oder in notdürftigster Bekleidung zusammenlief, um uns anzustaunen, ohne daß der Ruf „bachschisch" (d. i. „schenke!" „Geschenk") gehört wurde. Mir ist es wiederholt in der judäischen Steppe begegnet, daß ich Kinder beim Hüten von Ziegen antraf. Einer der Kleinsten bat wohl um bachschisch. Der Ältere aber verwies ihm das und rief mir sogar zu: „Hau ihn, Herr!" Solche Szenen machten durchaus den Eindruck

urwüchsiger Natürlichkeit. Es wäre mir übrigens ein Leichtes, dem Selbsterlebten weitere, gleiche Erfahrungen von Reisenden aus neuester Zeit hinzuzufügen.

Als letzter Rest einer dem Altertum angehörenden Volksgruppe waren schon oben die Samaritaner in nâblus genannt. Über die Entstehung dieser religiösen Sekte, etwa im fünften Jahrhundert v. Chr., haben wir nur sehr dürftige Nachrichten. Ihre größte Verbreitung, über ganz Palästina, Syrien und Unter-Ägypten, haben sie vermutlich im Mittelalter gehabt. Heute wohnen sie nur noch in nâblus und zählen nicht mehr als 200 Mitglieder. Da sie fast keine Mädchen unter ihrem Nachwuchs haben, sind sie wohl im Aussterben begriffen. Bedauerlich ist dies weiter nicht. Es ist eine infolge des vielen Fremdenbesuches bachschisch-hungrige Gesellschaft. Die Söhne des jetzigen sogen. Hohenpriesters, die ich gelegentlich kennen lernte, sind gefährliche Betrüger.

Neben den Samaritanern in nâblus sei gleich noch zweier anderer Gruppen gedacht, die uns jenseits des Jordan begegnen, nämlich erstens der Tscherkessen. Es sind Moslems, die vor etwa 30 Jahren mit Erlaubnis des Sultans sich in dscherasch und anderen Orten des Ostjordanlandes ansiedeln durften. Sie haben z. B. in dem eben genannten Orte einige Hundert Gehöfte gegründet und widmen sich mit anerkennenswerter Energie dem Ackerbau. Da sie zurzeit noch steuerfrei sind, so gelingt es ihnen, etwas zu erübrigen. In der Pelzmütze und dem schweren Mantel, bis an die Zähne bewaffnet, mit finsterer Miene und mißtrauischem Blick, machen sie auf den Reisenden einen nichts weniger als sympathischen Eindruck. — Zweitens sitzen jenseits des Jordan, z. B. nicht weit von dscherasch entfernt in er-rummân, Turkomanen, türkische Nomaden, natürlich moslemischen Glaubens, die neben der Viehzucht auch Ackerbau treiben und auf dem Punkte stehen, seßhaft zu werden. Sie fallen durch ihre bunte Tracht auf. Über dem Hemd tragen sie sehr weite blaue Beinkleider und eine Weste mit bunten Querstreifen und farbigen Glasknöpfen, dazu eine kurze Jacke vom Stoff der Beinkleider; auf dem Kopf einen Fez mit rotem Shawl umwunden. — Der Vollständigkeit wegen seien hier auch noch die Zigeuner erwähnt, die man dies- und jenseits des Jordan antrifft.

Zu den Genannten kommen die Juden hinzu, die größten-

teils eingewandert sind, sowohl aus Europa, vor allem in letzter Zeit aus Rußland, als auch aus Jemen, Buchara und anderswoher. Sodann folgen die christlichen Europäer aus aller Herren Ländern: Kaufleute, Geistliche, Gelehrte und Ärzte, unter ihnen nicht wenig Deutsche, besonders Schwaben.

Das Gros der Bevölkerung stellen natürlich die Araber, nach ihrer Religion sich scheidend in Moslems und Christen aller Bekenntnisse; nach ihrer Herkunft in Eingeborene und Eingewanderte; nach ihrer Hautfarbe in alle denkbaren Schattierungen, vom reinen Negertypus bis zum Weiß der Europäer; nach ihrer eigenen Einteilung zerfallend in Städter, Fellachen und Beduinen.

Von den letzten, il-ʿarab, d. i. die Araber par excellence, wie sie sich selbst nennen, zelten die größeren Stämme im Ostjordanland, beispielsweise auf der Hochebene des alten Moab und Ammon. Kleinere Verbände haben den Jordan überschritten und finden sich im ṛôr bei Jericho und in der Jesreelebene. Aber auch bei Gaza und die Meeresküste aufwärts bis Akko trifft man ihre schwarzen Zelte. An verschiedenen Stellen des Landes haben diese Beduinen begonnen, Ackerbau zu treiben, wie es das Alte Testament auch von dem nomadisierenden Patriarchen Isaak (vgl. 1. Mos. 26, 12) berichtet. So im Norden des Tiberiassees, am Ostufer des Toten Meeres und anderswo: eine Mischung von Beduinen- und Fellachentum. In el-kerak, im Ostjordanlande, tragen die Bewohner, Männer und besonders Frauen, noch beduinische Kleidung und viele leben im Sommer mit ihren Herden außerhalb der Stadt in Zelten. Nur im Winter wohnen sie in ihren Steinhäusern, oder, besser gesagt, -hütten: ein Übergang vom Beduinen zum Städter. Im allgemeinen darf man von den Beduinen Palästinas wohl sagen, daß sie, vermutlich infolge ihrer durchschnittlich großen Armut, das stolze Selbstbewußtsein und den Freiheitssinn ihrer Stammesgenossen Arabiens vermissen lassen. Die Beduinen bei Jericho machen fast den Eindruck von Zigeunern.

Die Fellachen (wörtlich „Arbeiter", nämlich Landarbeiter) sind die Bauern und Dorfbewohner. Manche ländlichen Gemeinden führen ihre besondere Tracht und halten etwas darauf, so daß Kenner die Heimat solcher Leute sofort festzustellen vermögen. Auch gibt es unter ihnen nicht unerhebliche, durch Wohlstand und Gesittung begründete Verschiedenheiten.

Endlich sind die Städter zu nennen. Sie sehen mit souveräner Verachtung auf den „dummen Fellachen“, und doch ist die Grenze zwischen diesen und ihnen eine recht fließende; so z. B. in Gaza, in Bethlehem und Nazareth. Denn die dortigen Städter leben vorzugsweise von Acker- und Gartenbau und sind darum eigentlich als Fellachen zu bezeichnen.

Einzelne Charaktereigenschaften der Bevölkerung Palästinas, speziell der arabischen, hier aufzuführen, dürfen wir mit Rücksicht darauf unterlassen, daß dieselben in geeignetem Zusammenhang noch reichlich Berücksichtigung finden werden.

II.

Das häusliche Leben.

Abendländische Kultur strömt heute, wie schon bemerkt, in überreichem Maße in Palästina ein. Das verrät sich auch im Stadtbilde überall da, wo sich nennenswerte europäische Kolonien finden. In Jâfa und Jerusalem beispielsweise gibt es zwei- und dreistöckige Mietskasernen, genau so scheußlich wie bei uns. Aber auch Häuser, wie sie sich heute begüterte Orientalen vielleicht mit Hilfe eines europäischen Architekten bauen, gewinnen mehr und mehr das Aussehen von occidentalischen Villen.

Von solchen Gebäuden sehen wir hier ab und richten unser Augenmerk auf die Wohnstätten der Eingeborenen, welche wirklich orientalische Eigenart zeigen. Als solche kommen in Betracht: Höhlen, Zelte und Häuser.

Die Höhlen sind die von der Natur dem Menschen dargebotene Unterkunft. Sie finden sich zahlreich im Lande, z. B. im südlichen Teile Judas bei bêt dschibrîn oder im Ostjordanlande bei der‘a und an manchen anderen Orten. Viele tragen noch deutlich die Spuren davon, daß sie einst im Altertum als menschliche Wohnungen gedient haben; aber auch als Gräber und selbst als Kirchen sind sie benutzt worden. Sie werden heute von den Eingeborenen keineswegs verschmäht. Am Sultansteich bei Jerusalem sah ich einige, die von Armen bewohnt waren; im Dorfe silwân am Ölberg dienen eine ganze Reihe von Höhlen den Fellachen als Behausung. Zum Teil

sind es hier ehemalige Gräber; solche haben sich auch die Halbbeduinen von Petra während der Regenzeit als Unterschlupf für sich und ihre Herden ersehen.

Das Zelt ist speziell die Behausung des eigentlichen Beduinen. Es ist aus Teppichen gebildet, welche die Frauen aus schwarzem Ziegenhaar weben, und wird durch Stangen, Stricke und in die Erde getriebene Pflöcke gehalten. Durch ein vom Dache des Zeltes herunterhängendes Tuch ist es gewöhnlich in zwei Räume, einen für die Männer und einen für die Frauen, geteilt.

Im Alten Testament erscheint das Zelt als die Wohnung der Patriarchen (vgl. 1. Mos. 13, 3 ff. 18, 1 ff.) und in späterer



Der Ölberg mit dem sog. Russenturm, rechts das Dorf silwân.

Zeit noch als die der weinverschmähenden Rekabiter (vgl. Jer. 35, 6 ff.). Ihr Reichtum gestattete den Erzvätern, für ihre Frauen besondere Zelte zu halten (vgl. 1. Mos. 24, 67. 31, 33). Wie damals (vgl. Hoh. Ld. 1, 5) ist noch heute die schwarze Farbe für sie charakteristisch, wie damals (vgl. Hiob 4, 21. 30, 11 u. ö.) spielt jetzt noch in volkstümlichen Sprüchen und Redewendungen das Zelt eine bemerkenswerte Rolle.

Was endlich die Häuser betrifft, so bedarf es hier zunächst einiger, allgemeiner Vorbemerkungen. Die alten Israeliten, aus dem Nomadentum zur Seßhaftigkeit übergegangen, verstanden sich natürlich zunächst nicht auf die Kunst, Häuser zu bauen; darum werden ihnen anfänglich die Höhlen willkommene Wohnräume gewesen sein. David und Salomo mußten noch für ihre

Palast- und Tempelbauten phönizische Hilfe in Anspruch nehmen. Aber je weiter das Volk in die kanaanäische Kultur hineinwuchs, desto mehr eignete es sich die Fertigkeit im Häuserbauen an. Allerdings war das ihnen zur Verfügung stehende Material, nämlich an der Sonne getrocknete Backsteine und einige Sykomorenbalken, wenig widerstandsfähig, eine Erklärung dafür, daß manche Orte, deren Namen uns die Bibel überliefert hat, spurlos vom Erdboden verschwunden sind. Nur die Reichen konnten sich Bauten aus Quadersteinen und Zedernholz herstellen lassen.



Gräber in Petra.

Das Baumaterial ist heute im wesentlichen dasselbe wie früher: die Ebenen liefern den Lehm, das Gebirge den Kalkstein. Nur der Holzmangel ist wohl noch weit empfindlicher als ehedem, und die materielle Lage der Eingeborenen hat sich im allgemeinen verschlechtert. Der Umstand, daß das Bauholz, weil importiert, sehr teuer ist, hat zur Folge, daß die Fußböden aus Zement oder Steinplatten, die Treppen aus Stein hergestellt werden. Die Türen sind vielfach aus Eisen. Jener Mangel führt weiter dahin, in die Wände Nischen einzubauen, die als Schränke dienen, oder an der Wand entlang Bänke aufzumauern, die mit Kissen und Teppichen belegt werden. Die Stadt- und die besseren Fellachenhäuser im Gebirge, wo das Material leicht

zu beschaffen ist, sind aus behauenen, weißen Kalksteinen aufgeführt; sonst kommen für den ärmeren Gebirgsfellachen in der Regel nur unbehauene Steine als Baumaterial, und in der Ebene gar nur mit Häcksel vermischter Lehm in betracht. Hier und da findet man auch einen Säulenschaft oder sonstige Überreste eines Kreuzfahrerbaues verwertet; in Ramallah sah ich die Ruinen einer Kirche zur Wohnung hergerichtet. Wir geben im nachstehenden Bilde die Vorderansicht eines Kornspeichers



Kornspeicher in der Nähe von el-kerak.

aus der Nähe von el-kerak im Ostjordanland wieder. In die größtenteils aus unbehauenen Steinen errichtete Mauer sind Reste einer nahegelegenen römischen Tempelruine verarbeitet. Eines eigenartigen Baumaterials, das die Neuzeit ins Land gebracht hat, sei hier noch gedacht, der leeren Petroleumblechkästen. Sie werden mit Erde gefüllt und dann als Bausteine verwendet. Übrigens sieht man sie auch als Blumentöpfe auf den Galerien der Dächer.

Schließlich spielt beim Bau eines Hauses in Palästina noch eins eine bedeutende Rolle: der Aberglaube. Es herrscht bei

Städtern und Fellachen gleicherweise die Überzeugung, daß an oder unter den Türschwellen böse Geister wohnen. Baut sich jemand ein Haus, so versäumt er sicherlich nicht, beim Einfügen der Schwelle zugegen zu sein, um unter diese irgend eine Münze — es genügt die kleinste, nur darf sie nicht von Kupfer sein — zu legen. Ferner wird ein Hahn — am besten ein weißer — geschlachtet, um sein Blut an der Türschwelle ausrinnen zu lassen. Vielfach werden auch noch die Pfosten damit bestrichen. Die Absicht ist, durch all dieses den bösen Geistern das Wohnen an der Schwelle des Hauses möglichst zu verleiden. Wenn beim fortschreitenden Bau ein Gewölbe fertiggestellt ist, so wird über die Tür ein Knochen, meist ein Kameelkinnbacken oder ein Hundeknochen gehängt, daneben auch große, blaue Glasperlen, eine Knoblauchzwiebel oder ein Stück Alaun. Das alles soll den bösen Blick (vgl. darüber Vortrag VI) abwenden. Hierbei gilt die blaue Farbe als besonders wirksam; darum sieht man als derartiges Schutzmittel an alten moslemischen Häusern über der Tür ein, auch mehrere blaue Teller oder weiße Teller mit blauer Malerei eingemauert. Dasselbe bezwecken die ausgestreckten Hände, die sich, manchmal in Metergröße, mit blauer Farbe auf die Front jüdischer Wohnstätten gemalt finden.

Schon in biblischer Zeit begegnen derartige Anschauungen und Sitten, und zwar bei Kanaanäern wie Israeliten. Man mauerte beim Bau eines Hauses Menschen ein als Opfergabe an irgend einen Dämon. Bei den Ausgrabungen in Gezer entdeckte man eine Frau mit Kind, die als Bauopfer eingemauert waren. Demgemäß ist 1. Kön. 16, 34 zu verstehen: „Zu seiner Zeit baute Hiel von Bethel die Stadt Jericho wieder auf; um den Preis seines Erstgeborenen, Abiram, legte er ihren Grund, und um den Preis seines jüngsten Sohnes, Segub, setzte er ihre Tore ein.“ —

Auch echt orientalische Stadthäuser zeigen Fenster nach der Straße hinaus, allerdings wohl weniger als bei uns. Im Parterre sind dieselben mit mächtigen eisernen Gittern versehen. An der Tür befindet sich noch heute der eiserne Klopfer, dessen Pochen durch das ganze Haus schallt, wie zu Petrus' Zeit (vgl. Ap.-Gesch. 12, 13 ff.). Wie ihm, so öffnet auch jetzt eine Dienerin dem Anklopfenden, nachdem sie seinen Namen erfragt hat. An der Fassade sind neben der Tür in bequemer Höhe

Ringe angebracht, an denen der Gast sein Reittier anzubinden pflegt.

Ein besonderes Charakteristikum sind die flachen Dächer, deren platter Boden nur hier und da durch das Kuppelgewölbe eines Zimmers unterbrochen wird; nach der Straße hin sind sie durch eine Brüstung bewehrt. Schon das Alte Testament bestimmt, daß auf dem Dach ein Geländer angebracht werde (vgl. 5. Mos. 22, 8), über dessen Form es aber keine nähere Angabe macht. Heute besteht dieses in einer etwa meterhohen Mauer, in die reihenweise übereinandergeschichtete Röhren in der Art eingefügt sind, daß sie Dreiecke mit nach oben gerichteter Spitze bilden. Diese Röhrendreiecke ermöglichen einen freien Luftzug und gestatten zugleich einen Ausblick, ohne daß man selbst gesehen wird. Die Wohnräume sind des Klimas wegen durchschnittlich größer und vor allem höher als bei uns. Die Wände sind meistens weiß getüncht und mit Geweihen, Decken und Teppichen geschmückt. Von der Anordnung der Zimmer in einem orientalischen Stadthause ist sehr schwer eine Beschreibung zu geben. Es macht mitunter den Eindruck, als sei ganz nach Bedarf ein Raum nach dem andern hinzugebaut; Gänge, Treppenstufen, kleine Vorplätze und dergl. verursachen einen den Abendländer überraschenden Wirrwarr. Hervorgehoben seien unter den Räumlichkeiten das Gemach der Frau bezw. der Frauen (vgl. Vortrag III), das möglichst abseits oder abgeschlossen gelegen ist; ferner ein Wohnraum, līwân genannt. Es ist das eine geräumige, offene Halle, etwa unsrer Diele entsprechend, die namentlich in den warmen Sommermonaten von der Familie als Wohn-, Eß- und Schlafzimmer benutzt wird. Eine besondere Küche findet sich nur in den besseren Häusern; ärmere Leute haben einen transportablen, kleinen Lehmofen, auf dem die Holzkohle in Brand gesetzt, und der dann zum besseren Anfachen des Feuers noch für kurze Zeit ins Freie getragen wird. Das Essen, von der Frau oder Dienerin hergestellt, nimmt der Mann allein oder mit seinen erwachsenen Söhnen, auch wohl mit seiner kleinen Tochter ein; die weiblichen Hausbewohner essen später, was übrig bleibt. Schon diese Gewohnheit zeigt, daß von einem Familienleben in einem moslemischen Hause kaum die Rede ist. Ein besonderes Schlafzimmer gibt es gewöhnlich nicht. Die „Betten“, bestehend in einer dünnen Matratze und wollenen Decke, werden auf dem

Fußboden des Wohnzimmers hergerichtet. Zum Schlafengehen zieht man sich nicht ganz aus, sondern entledigt sich teilweis der Oberkleider und lockert den Gürtel. Man benutzt die Nacht durchaus nicht nur zum Schlafen oder Ruhen; nachdem man dies einige Stunden getan hat, steht man auf, raucht eine Zigarette, trinkt einmal Wasser und schläft dann wieder; so verbringt man die Nacht abwechselnd mit Schlafen und Wachen. Trotzdem sind alle Frühaufsteher, gehen allerdings auch zeitig zu Bett. Ein Nachtleben, wie in vielen unsrer Großstädte, kennt der Orientale nicht. Der Wassermangel verbietet zu Haus zu baden, und darum benutzt man die öffentlichen Bäder, in denen bestimmte Stunden des Tages für die Frauen reserviert sind. In dieser Zeit ist dann vor dem Eingang der Badeanstalt ein weißes Tuch quer über die Straße gespannt. Ein sehr beliebter Aufenthaltsort der Hausbewohner ist seit alters bis heute das Dach. Hier sucht man im Winter die warme Mittagssonne; hier erquickt man sich im Sommer an der kühlen Morgenluft und genießt des Abends den Sonnenuntergang oder später den funkelnden Sternenhimmel.

Was die Häuser der Fellachen betrifft, so sind sie nach Aussehen und Einrichtung, je nach der Gegend verschieden. Die Dörfer der Ebene mit ihren schmutziggelben Backsteinhütten machen einen unsäglich traurigen Eindruck. Man sieht es ihnen an, daß ein Stoß mit der Hand oder mit dem Fuß genügt, um ein Loch zu schaffen, durch das man hindurchgehen kann (vgl. Ez. 12, 5. 7). Im Gebirge und an den Bergabhängen haben die mit unbehauenen Steinen erbauten Häuser — und sie sind in der Mehrzahl — ein ruinenhaftes Gepräge, welches noch dadurch verstärkt wird, daß die einzelnen Gebäude ohne Ordnung und Planmäßigkeit dastehen. Wo nicht Weinpflanzungen, Oliven- oder Feigengärten dem Ganzen einen freundlichen Anstrich geben, erweckt auch solch ein Dorf nur wehmütige Empfindungen.

Wenn die Armut den Bau eines Gewölbes verbietet, werden die vier Mauern mit rohen Baumstämmen, Ästen und Reisig überdeckt. Darüber wird eine, etwa einen Fuß dicke Erdschicht ausgebreitet und gut festgestampft. Das Ganze pflegt man dann mit einem aus Lehm und Stroh bereiteten Brei zu überziehen, der sehr bald an der Sonne trocknet. Vor Beginn der Regenzeit muß solches Dach jedesmal ausgebessert und aufs neue festgewalzt werden, sonst wird die Situation unter Umständen

für die Bewohner lebensgefährlich. Ein derartiges Dach müssen wir im Evangelium (vgl. Marc. 2, 4) voraussetzen, welches „die Leute abdecken und durch die Lücke die Bahre herablassen, auf welcher der Gelähmte lag.“ Auf so einem Dach wächst im Frühjahr Gras, und manchmal sieht man dann dort eine Ziege auf die Weide gehen. Sehr oft wird hier oben auch durch hingebreitete und aufgerichtete Matten ein Gemach hergestellt, in dem, wie schon in alter Zeit (vgl. 1. Sam. 9, 25), der Gast einlogiert wird.

Die wenigen besser Situierten verfügen über ein Haus aus behauenen Steinen. Ich habe in Ramallah in einem solchen übernachtet, das zwei Stockwerke hatte. Von außen führte eine Steintreppe zunächst zu dem oberen empor, das aus einem geräumigen Zimmer mit Fenster und einer Art Veranda bestand; von da geleitete jene Treppe zum flachen Dach, das einen prächtigen Blick auf die Küstenebene mit Jâfa und das blaue Meer gewährte.

Bezüglich der Einrichtung eines Fellachenhauses ist zuvor zu bemerken, daß seine Bewohner ja fast den ganzen Tag im Freien zubringen; während einiger Monate des Jahres lebt manche Familie überhaupt im Weinberg oder auf der Tenne. Darum kann man im Hause Licht und Luft entbehren. Dem Bedürfnis darnach genügt neben der niedrigen Tür eine kleine fensterartige Öffnung; Fenster mit Glasscheiben gibt es nicht.

Das Bauernhaus im südlichen Palästina diesseits wie jenseits des Jordan zeigt in der Regel folgende Einteilung: das einzige Stockwerk besteht aus einem Raume. Der dem Eingang zunächst gelegene Teil zu ebener Erde ist für das Vieh und zuweilen auch für das Ackergerät bestimmt. Vielleicht eine Kuh, sicher ein Esel, ein paar Schafe und Ziegen, Hühner und eine Katze haben dort ihren Platz. Ein höher gelegener Teil, zu dem man auf einer Leiter oder Treppe hinaufsteigt, wird von der Familie bewohnt und hat einen festen Zementboden. Hierhin führt man den Gast, dem man eine Matte mit einem Kissen hinbreitet. Nach und nach gewöhnt sich sein Auge an das Halbdunkel des Raumes und kann die Einrichtung erkennen. Die Hauptsache bilden einige aus Lehm und Häcksel von der Fellachin fabrizierte, sackförmige Behälter für Weizen und Gerste, die oben eine Öffnung zum Einschütten und unten ein mit einem Lappen verstopftes Loch haben, aus dem man in eine

vorgehaltene Schale nach Bedarf von dem Vorrat entnimmt. Der Raum zwischen diesen Behältern und der Wand ist eine Art Rumpelkammer, in die bei Tage die Matten und Kissen gestopft werden, die nachts als Betten dienen. In einer Ecke findet sich ein großes, bauchiges Wassergefäß aus schwarzem Ton mit roter Bemalung; daneben einige kleinere Krüge und ein Ziegenfell zum Wasserholen; ferner eine Handmühle. Hier und da sieht man aus Lehm geformte Etageren mit zahlreichen Fächern, die Töpfe, sowie hölzerne und irdene Schalen zur Teigbereitung enthalten. Es muß leider gesagt werden, daß die billigen, in der Stadt käuflichen Blechgeräte den selbstgefertigten, tönernen Hausrat mehr und mehr verdrängen. Auf der ganzen Erde ist das Formen der Tongefäße bei den Naturvölkern Sache der Frauen; diese Sitte traf und trifft man wohl auch noch vereinzelt bei den Fellachen Palästinas an; aber die sogen. Kultur räumt allmählich damit auf, der Poesie nicht immer zum Vorteil. So macht z. B. jetzt der prosaische Petroleumblechkasten dem malerischen Wasserkrug eine bedauerliche Konkurrenz. Einige flache, mit Leder umgebene Körbe, ein paar Strohplatten und last not least eine große, truhenförmige Kiste vervollständigen das eigentliche Hausgerät. In ihr findet sich alles mögliche friedlich beieinander: ein Sack mit Zucker, einige Holzlöffel, bessere Kleidungsstücke, verschiedene Schüsseln; allenfalls auch einige Geld- und Schmuckstücke. An der Wand hängt vielleicht noch ein Martinigewehr und eine Schafpelzjacke — beides der ganze Stolz des Hausherrn. Zum Heizen und Kochen stehen ein oder mehrere tragbare Kamine da. Weil es einen Schornstein oder Abzug für den Rauch nicht gibt, so sucht dieser durch die Tür seinen Weg. Im Laufe der Zeit verleiht er aber den Wänden einen braun und schwarz glänzenden Überzug und erfüllt zeitweilig den Raum derartig, daß dem daran nicht gewöhnten Gast die Augen tränen und wehe tun. Man kocht daher, wenn möglich, vor der Tür. Das Brennmaterial auf dem Lande ist getrockneter Viehmist, dessen eigentümlich brenzlicher Geruch sofort die Nähe eines Fellachendorfes verrät. In geeigneter Höhe findet sich in der Wand übrigens eine kleine Nische für die Öllampe, die noch heute genau die antike Form hat und während der ganzen Nacht in Brand gehalten wird; nur der Allerärmste schläft im Dunklen.

Noch seien einige Bemerkungen über die Nahrungsmittel

und Speisen gemacht. Fett und Süßigkeiten sind, wie in biblischer Zeit (vgl. Jes. 25, 6), sehr beliebt. Ein besonderer Genuß ist es für den Fellachen, sein Brot in Öl tauchen zu können; Feigen, Trauben, Aprikosen und andere süße Früchte sind ihm stets eine sehr willkommene Zukost. Reis, Zucker und Kaffee werden natürlich importiert, sonst aber bietet das Land reichlich und in großer Auswahl Nahrungsmittel dar. Die Hauptnahrung bilden Gartengemüse und allerhand wildwachsende Kräuter; Fleisch ist ein äußerst seltener Genuß, den sich der Fellache nur bei festlichen Gelegenheiten, wie Geburt oder Beschneidung eines Sohnes, bei Hochzeit, Hausbau oder Schafschur gestatten kann. Suppe kennt der Araber nicht; das schließt aber nicht aus, daß er seinem abendländischen Gaste. mit dessen Lebensgewohnheiten vertraut, solche vorsetzt. Das gewöhnliche Fleischgericht ist Hammel mit Reis; auf dem einen Kochherd wird das Fleisch gekocht, auf dem andern Reis mit Gerste, wohinein nachher viel Schmalz getan wird. Beides wird dann auf eine große, runde Schüssel — bisweilen ist es eine verzinnte Kupferschüssel — geschüttet und auf den Erdboden gestellt; Tische und Stühle sind im Fellachenhause noch unbekannt. Die Teilnehmer an der Mahlzeit setzen sich auf Matten um die Schüssel herum und langen mit den Fingern zu. Das Fleisch reißen sie in Bissen, den Reis formen sie in der Hand zu Klößen, die sie sehr geschickt über den Daumen weg in den Mund schieben. Will der Wirt seine Gäste ehren, so ißt er nicht mit, sondern bedient sie (vgl. 1. Mos. 18, 8), indem er ihnen das Fleisch zerreißt und von den Fettstücken einem jeden zuteilt. Erst auf die Einladung seiner Gäste hin beteiligt er sich selbst am Essen. Als andere Lieblingsgerichte seien noch genannt imdscháddara, wörtlich: das wie mit Pocken besäet aussehende; es besteht aus Reis mit Linsen, Zwiebeln und Öl; und kibbe, das aus Graupen, Zwiebeln und Pinienkernen mit zerstampftem Hammelfleisch bereitet wird. Aus diesen Zutaten werden Klöße gemacht, die gebraten oder gekocht gegessen werden. Im allgemeinen darf man diese Gerichte als eine kräftige und auch dem europäischen Geschmack wohl zusagende Kost bezeichnen.

Zum Fellachendorf gehört noch ein für gemeinsamen Gebrauch bestimmter Brunnen oder eine Quelle, eine Tenne, eine Reihe von Keltern und Backöfen, endlich eine medâfe, eine Art Gemeindehaus, bestehend aus vier kahlen Wänden mit

Flachnischen in denselben als Sitz- und Schlafgelegenheit. Hier werden durchreisende Fremde auf Kosten des Schêchs, des Dorfältesten, beherbergt. Auch gehört ein Begräbnisplatz zum Dorf. Über die Trauergebräuche, wie sie heute bei Moslems, Christen und Juden üblich sind, sei hier in aller Kürze nur bemerkt, daß sich, abgesehen von der Landwirtschaft (vgl. Vortrag IV), gerade auf diesem Gebiete die zahlreichsten Ähnlichkeiten zwischen einst und jetzt beobachten lassen. Das gilt zunächst von dem in der Bibel oft erwähnten Zerreißen des Gewandes. Es geschieht



Ein Feldbrunnen im mittleren Westjordanland.

heute allerdings nur seitens der Frauen, und zwar der zur Sippe des Verstorbenen gehörenden. Sie reißen das Kleid vom Halsbund bis zum Saume auf und nähen es dann mit großen Stichen oberflächlich wieder zu. Nach sieben Tagen nähen sie es ordentlich zusammen, daß man den Riß nicht mehr wahrnimmt. Außerdem aber lösen sie ihr Haar auf und schwärzen ihr Angesicht mit Kohlenstaub. Während die Frauen bei dem Toten zurückbleiben, führen die Männer des Dorfes die männlichen Leidtragenden auf den freien Platz ihres Ortes, reichen ihnen Kaffee und trösten sie. Alsdann graben die jungen

Burschen das Grab, denn noch an dem nämlichen Tage findet die Beerdigung statt. Etwa 1 m tief wird die Erde ausgehoben und die vier Seiten mit Steinen besetzt, auf welche über dem Leichnam die Steinplatten gelegt werden. Indessen bringen die anderen Männer das Leichentuch, Seife, Baumwolle und warmes Wasser. Die nächsten männlichen Verwandten vollziehen die Waschung des Toten und verstopfen die Öffnungen



Eine meḍâfe im mittleren Westjordanland.
Rechts im Hintergrunde Lehmhütten der Dorfbewohner.

seines Leibes mit Baumwolle. Darauf wickeln sie ihn in das Tuch, legen ihn auf einen Mantel und binden ihn so zwischen zwei Stangen fest. Das holzarme Land gewährt seinen Bewohnern keinen Sarg. Nur die Männer gehen mit zum Grabe, die Frauen bleiben am Dorfeingang zurück, wenigstens bei den Moslems. In einzelnen Gegenden auf dem Lande verrichten sie erst am Schluß der Beerdigung den eigentümlichen, orgiastischen Totentanz, verbunden mit Klagegesängen. In der Stadt wird dieser, während die Leiche noch im Hause ist, veranstaltet, und

zwar nicht nur von den Verwandten, sondern auch von gedungenen Klageweibern, wie sie die Bibel Alten und Neuen Testamentes erwähnt (vgl. Jer. 9, 17. Marc. 5, 38). Das Grab übrigens wird mit Steinplatten bedeckt und am Kopfende ein Stein aufgerichtet, der in einen Turban oder Tarbusch endigt. Berühmte Schêchs erhalten eine Grabkuppel, die wie die Grabsteine bisweilen übertüncht werden (vgl. Matth. 23, 27). Unser



Grabmal eines Schêchs im Ostjordanland.

Bild zeigt das Grabmal eines Schêchs, das sich in der Nähe der Mosesquellen findet. Zum Lobe der Gastfreiheit des Verstorbenen sind die zur Herstellung eines guten Kaffees erforderlichen Geräte daran abgebildet: der Löffel zum Rösten, der Mörser zum Zerstampfen der Bohnen, die Kanne, die Täßchen, die Tabletts. Nach der Bestattung werden die männlichen Hinterbliebenen von einer befreundeten Familie in ihr Haus geladen und bewirtet (vgl. Jer. 16, 7). Den Frauen schickt man Essen ins Sterbehaus. Diese gehen am nächsten Morgen an das Grab, um zu klagen, und dann noch am kommenden Donners-

tag. Dann bereiten sie Essen, nehmen dieses mit ans Grab, genießen selbst davon etwas und verteilen das übrige an die Armen. Darauf gehen sie nach Hause.

III.

Stellung und Leben des Weibes.

Das Weib nimmt im Orient eine Stellung ein, die fundamental verschieden ist von der, welche wir ihm in gesellschaftlicher Hinsicht einräumen, und die es selbst in sozialer Beziehung zu gewinnen, je länger, je mehr erfolgreich bestrebt ist.

Im Morgenlande galt und gilt noch heute das Weib als minderwertig, und erscheint es darum bei vielen Gelegenheiten von untergeordnetem Range.

Hierbei ist jedoch zu bedenken, daß gerade in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib die auf Gesetz und Herkommen ruhende Theorie und die durch das Leben im Einzelfalle herbeigeführte Praxis nicht selten stark von einander abweichen. Daher darf man wohl von manchen moslemischen Häusern und Ehen heute urteilen, daß in ihnen nicht immer der Frau nur eine untergeordnete Stelle angewiesen ist.

Ein Hauptmotiv für die Erniedrigung des orientalischen Weibes ist in der Polygamie zu suchen.

Wie steht es mit dieser gegenwärtig? — Der Koran gestattet dem Moslem wie das Alte Testament dem Juden mehrere Frauen. In Wirklichkeit wird von diesem gesetzlichen Recht immer weniger Gebrauch gemacht. Selbst bei den orientalischen Juden, sagt man, komme Vielweiberei nur noch in ṣafed vor. Bei den gebildeten Moslems ist, wie mir Kenner versichert haben, Monogamie die Regel. Wir finden sie auch gar nicht selten, aus ökonomischen Rücksichten, bei der Landbevölkerung. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß es, beispielsweise in einer Stadt wie Jerusalem, in wohlhabenden Häusern nicht noch heute Harems gibt; oder daß nicht auch jetzt noch Fellachen und Beduinen zuweilen mehrere Frauen besitzen.

Ein weiterer Grund für die demütigende Position des Weibes ist seine Unbildung. „Schickst du auch deine Katze in die Schule?“ ist die verbürgte Frage eines Moslem an einen

evangelischen Missionar, der zu jenem von Mädchenunterricht sprach. In dieser Frage findet die prinzipielle Stellung des Mohammedaners zur Sache einen unverhohlenen Ausdruck.

Auch hierin vollzieht sich neuerdings ein bemerkenswerter Wandel: gar nicht wenig Töchter aus moslemischen Familien genießen heute Schulunterricht. Weiteres hierüber vgl. Vortrag VI. So gewinnt wohl Lebensgang und häusliche Stellung vorzugsweise der gebildeten Araberin etwas europäischen Zuschnitt.

Selbstverständlich ist aber noch ein weiter Weg bis zu dem Ziel, daß das Weib dem Manne als sittliche Persönlichkeit, wie als Arbeitsgefährtin zur Seite stände; ein Weg, der mit Vorurteilen stark verbarrikadiert ist. Denn vorläufig verstößt es gegen „die gute Sitte", daß sich die Frau des Hauses am geselligen Verkehr desselben beteiligt. Sie gilt bei solcher Gelegenheit als nicht vorhanden. Selbst in christlichen Araberfamilien kann man beobachten, wie dieser nun einmal landesübliche Brauch nachwirkt.

Weiter würde es als Verstoß gegen „die gute Sitte" aufgefaßt werden, wollte sich der Moslem mit seiner Frau auf der Straße zeigen. Wird einmal ein gemeinsamer Aufenthalt draußen in einem Weinberg oder sonstwo beabsichtigt, so begibt sich der Hausherr allein dorthin; die Frau oder Frauen nebst den Kindern und Dienerinnen folgen oder gehen voraus. Ist der Ehemann von Hause abwesend auf einer Reise, so schreibt er an seinen Sohn oder Bruder, nie an seine Frau.

Dieses Abschließen oder Zurückdrängen des Weibes findet sich allerdings vorwiegend bei der Städterin; bei Fellachen- und Beduinenfrauen ist es niemals in solchem Maße vorhanden gewesen. Dafür sind aber die beiden letzteren, weil dienstbare Wesen im Hause, bezw. Zelt, sonst nicht vorhanden sind, formell die erklärten Dienerinnen ihrer Männer, um ein härteres Wort zu vermeiden. Natürlich liegt es im Wesen der Sache, daß eine Persönlichkeit, welche fast die ganze Hausarbeit verrichtet, auch in diese und alles, was damit zusammenhängt, die beste Einsicht hat, und demgemäß von hier aus Einfluß gewinnt und übt, einen sachlichen wie persönlichen Einfluß. So wird die formelle Dienerin in nicht wenigen Fällen zur faktischen Herrin. Diese Art von Regiment darf man nicht mit der vulgo Pantoffelwirtschaft verwechseln. Das ist etwas ganz anderes. Als den Typus einer Fellachenfrau möchte ich die alttestamentliche Abigail,

das Weib des Nabal, bezeichnen, vgl. ihre Geschichte in 1. Sam. 25.

Wenn die Städterin in der Öffentlichkeit erscheint, — sie darf mit Erlaubnis ihres Mannes das Haus verlassen, um mit ihren Kindern spazieren zu gehen oder ihre Eltern zu besuchen, usw. — so umgibt sie der izâr, ein aus weißer Leinwand oder schwarzer, auch bunter Seide bestehendes großes Umschlagetuch. Ohne der Mode unterworfen zu sein, ohne Rücksicht auf Stand und Alter — vom zwölften Jahr an wird es getragen — entzieht es die Figur von Kopf bis Fuß den Blicken. Dazu kommt in Palästina der das ganze Gesicht verhüllende, meist aus buntgeblümtem, etwas durchsichtigen Stoff bestehende Schleier. Außerdem tragen sie europäische Glacéhandschuhe und Stiefel oder niedrige Schuhe; beides entweder schwarz oder farbig.

Die Kleidung der Fellachen- und Beduinenfrau weicht zunächst darin ab, daß diese unverschleiert erscheinen. Ihr Gesicht — und das gilt als Schmuck — ist nicht selten an Stirn und Wangen, ja sogar an den Mundwinkeln mit Indigopunkten tätowiert. Meist gehen sie barfuß oder tragen an den bloßen Füßen die großen Fellachenschuhe von rotem Leder. Ihre sonstige Kleidung ist, was die Bäuerinnen betrifft, nach den Gegenden des Landes sehr verschieden. Der Süden unterscheidet sich durchaus von dem Norden und in beiden Gegenden zeigt die Tracht der christlichen Fellachinnen wieder charakteristische Differenzen, z. B. in Nazareth und in Bethlehem.

Im allgemeinen besteht diese Tracht in einem von der Schulter bis zu den Knöcheln herabhängenden weißen oder blauen Rock mit sehr weiten Ärmeln. Darüber liegt eine Art ʻabâje, eine gewöhnlich dunkelrote Jacke, die aber kürzer und enger ist, als die von den Männern getragene gelb- und braungestreifte ʻabâje. Auf dem Kopfe der Verheirateten ruht eine in den verschiedenen Gegenden des Landes verschieden geformte Kappe, deren vorderer Rand ganz mit aneinander gereihten Münzen geschmückt ist. Diese Kappe, von ziemlichem Gewicht, wird unter dem Kinn mit einem Band oder einer Kette gehalten. Ein weißes, in einzelnen Gegenden auch farbiges Tuch, bei den Frauen von Bethlehem und Ramallah reich bestickt, ist als Sonnenschutz für Kopf und Nacken über die Kappe gehängt und vollendet die Kleidung. Die verheirateten Bethlehemitinnen tragen statt der Kappe eine Art hoher Haube, die an der

Vorderseite ebenfalls Münzenschmuck zeigt. Anstelle des gewöhnlichen Rockes tritt für festliche Gelegenheiten ein solcher von Seide, mit bunten Seidenstreifen besetzt und mit einem aus besticktem Tuch hergestellten Viereck auf der Brust. Ein gleichfalls aus Seide gearbeiteter Gürtel hält den Rock über den Hüften zusammen.

Die Beduinenfrau ist noch einfacher gekleidet als die Fellachin. Am meisten charakteristisch für sie ist das indigoblaue Gewand mit herabhängenden weiten Ärmeln und langer Schleppe, welche bei der Arbeit nach vorn gerafft und in den Gürtel gesteckt wird, über den sie dann in zwei Zipfeln herunterhängt. Dazu kommt ein Kopftuch aus demselben Stoff. Diese dunkle Tracht steht ausgezeichnet zu dem gebräunten, meist noch blau tätowierten Gesicht und dem schwarzen Zelt im Hintergrunde. Der Ernst der Erscheinung entspricht dem ernsten Leben, das diese Frauen führen.



Eine Bethlehemitin im Festgewand.

Das Weib im Orient ist, wie der arabische Ausdruck lautet: ḥarîme, d. h. unantastbar für jeden, dem sie nicht gehört; dies gilt von der Städterin, aber auch von der Fellachin und Beduinin. Und diese Anschauung involviert einen Vorzug, den man nicht unerwähnt lassen darf. Man begegnet dem in der Öffentlichkeit sich zeigenden Weibe, sei es Frau oder Mädchen, mit „respektvoller Scheu". Man bemerkt sie auf der Straße nicht; sie mit Blicken zu belästigen oder gar stehen zu bleiben und ihr nachzusehen, wie dies bei uns üblich ist, ist im höchsten Grade verpönt. Sie ist eben ḥarîme, ein verbotenes Gut. Daher kommt es auch, daß das weibliche Geschlecht in Bezug

auf seine Ehre weit weniger angefochten erscheint als bei uns. Man darf wohl sagen, daß die Entehrung eines Mädchens und deren Folgen etwas sehr seltenes ist. Selbstverständlich bleibt es nicht völlig aus. Die Bevölkerung des Gebirges übrigens erfreut sich in dieser Hinsicht eines besseren Rufes als die der Küstenebene und des tropischen Jordantals. Charakteristisch ist noch, daß, wenn unsittliche Beziehungen zu Tage treten, man nur das Mädchen zur Rechenschaft zieht: sie wird von ihren nächsten Verwandten kurzerhand getötet.

Der Höhepunkt, auch im Leben eines arabischen Mädchens, ist die Hochzeit.

In allem, was diese betrifft oder mit ihr zusammenhängt, gibt es ebenfalls manches von unseren Anschauungen und Gewohnheiten völlig Abweichendes. Dazu gehört, daß Ehelosigkeit des Mannes, weil für schimpflich geltend, nicht vorkommt; aber auch, daß Mädchen unverheiratet bleiben, dürfte außerordentlich selten sein. Ferner kennt man in der Regel keine sich durch den Jüngling vollziehende Wahl des Mädchens, sie ist vielmehr Sache der Eltern oder des älteren Bruders; Tochter und Schwester werden ungefragt verkauft.

Es heiraten die Mädchen etwa zwischen dem dreizehnten und fünfzehnten, die jungen Männer gewöhnlich vom fünfzehnten bis zwanzigsten Jahre, da letztere sich erst den Kaufpreis für die Braut verdienen müssen. Aber auch Heiraten in weit jüngeren Jahren kommen vor. Nebenbei sei bemerkt, daß Angaben über das Lebensalter bei den Fellachen darum meist eine unsichere Sache sind, weil heute wohl noch die wenigsten von ihnen Tag und Jahr ihrer Geburt kennen. Ein Wandel in dieser Hinsicht steht in Aussicht.

Die in biblischer Zeit herrschende Sitte, innerhalb der Verwandtschaft oder lokalen Dorfgemeinschaft zu heiraten, kommt in neuerer Zeit seltener vor. Es wird erzählt, daß die Dörfler aus dem südlichen Juda sich gern ihre Frauen aus der Gegend von nâblus holen, weil die Bevölkerung dort sehr arm ist und die Mädchen daher billiger. Der Preis ist in erster Linie abhängig von den körperlichen Reizen des Kaufobjektes; dazu rechnet man noch jetzt, wie in den Tagen Rahels (vgl. 1. Mos. 29, 12) große, glänzende Augen „gleich denen der Gazelle“; ferner weiße Hautfarbe u. a. Aber man verlangt auch Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten, Gehorsam und schweigsames

Wesen; endlich hängt der Preis von dem Ansehen der Familie der künftigen Frau ab. Darum schwankt er heute bei den Fellachinnen zwischen 3—600 Mk.; bei den Städterinnen ist er weit höher; als ein guter Durchschnittspreis bei diesen werden ca. 200 Napoleon genannt. Bisweilen werden die Töchter zweier Familien ausgetauscht. Mir ist von einem Freunde solch Fall berichtet aus silwân bei Jerusalem, einem rein moslemischen Dorfe, das trotz der Nähe dieser Stadt seine ursprünglichen Sitten bis heute streng bewahrt hat. Hier heiratete vor wenigen Jahren die zehnjährige Schwester des Bräutigams den elfjährigen Bruder seiner Braut. Da diese aber eine sehr schöne weiße Hautfarbe besaß, mußte der Bräutigam noch ungefähr 100 Mk. dazuzahlen.

Hat man ein passendes Mädchen gefunden, so ist gemeinhin der Hergang ihrer Erwerbung folgender. Der Vater des heiratslustigen Jünglings nebst einigen Freunden begeben sich zu den Eltern des Mädchens. An Stelle der etwa verstorbenen Eltern tritt der ältere Bruder, sei es der des Bräutigams oder der der Braut; wir wissen schon aus der Bibel, daß der Bruder bei der Verheiratung seiner Schwester eine wichtige Rolle spielte (vgl. 1. Mos. 24, 50. 34, 11). Nachdem die Brautwerber freundlich empfangen und in üblicher Weise mit Kaffee bewirtet sind, bringen sie ihre Sache vor. Beide Parteien einigen sich, und der Tag der Verlobung wird festgesetzt. Es kommt vor, daß der Jüngling bezüglich der Wahl der Braut einen Wunsch äußert, dem seine Angehörigen nach Gutdünken entsprechen oder auch nicht (vgl. 1. Mos. 34, 1 ff.).

Zur Verlobung finden sich die beiderseitigen Eltern und einige geladene Freunde im Hause der Braut ein; dem Bräutigam ist es gestattet, an seiner Verlobung teilzunehmen; die Braut aber muß unter allen Umständen unsichtbar bleiben. Von irgend welchem Verkehr der Verlobten während der Brautzeit ist keine Rede. Wenn sich beide schon vorher kennen, so muß die Braut bei einer zufälligen Begegnung mit dem Bräutigam ihr Gesicht vor ihm verbergen; geschweige, daß sie mit ihm sprechen dürfte! Kennt der Jüngling die für ihn Erwählte noch nicht, so bekommt er sie erst zu sehen nach Beendigung aller Hochzeitsfeierlichkeiten, im neuen Heim des Ehepaars. Bezeichnend ist, daß in der Geschichte von der Hochzeit zu Kana, Joh. 2, 1—12, die Braut gar nicht erwähnt wird.

Die Verlobung ist im Orient ein Akt von hoher Bedeutung und steht dem der Hochzeit in keiner Weise nach. Man kann fast sagen, es ist leichter, eine Ehe zu lösen, als ein Verlöbnis. Erstere kann, bei den Moslems, zwar nur vom Manne gelöst werden; aber es genügt dazu schon das dreimalige Aussprechen des Scheidungswortes vor zwei Zeugen ohne Angabe des Grundes; die Verlobung kann bei Christen und Moslems von beiden Seiten rückgängig gemacht werden, allein es gibt dafür nur einen, als berechtigt anerkannten Grund: Mangel an sittlicher Unbescholtenheit.

Die Hauptsache am Verlobungstage ist die Festsetzung des Kaufpreises für die Braut. Er wird nicht ganz ausgezahlt; die stehenbleibende Summe soll eine leichtfertige Scheidung erschweren. Der Löwenanteil an der ausgezahlten Kaufsumme fällt dem Brautvater zu, das übrige wird zum Ankauf von Kleidern und vor allem Schmuck für die Braut verwendet. Laban war seinerzeit ein wenig nobler Vater, denn seine Töchter beklagen sich, er habe das ganze Geld, das er für sie bekam, für sich verbraucht (vgl. 1. Mos. 31, 15). Der Schmuck der Braut, bestehend aus Münzen für die Kopfbedeckung, aus Armbändern, Ohr- und Fingerringen, spielt in deren Leben eine hervorragende Rolle. Sie trägt ihn zum ersten Mal am Hochzeitstage und legt ihn dann nur ab in Zeiten der Trauer; auch im Alten Testament findet dieser Schmuck der bräutlichen Jungfrau wiederholt Erwähnung (vgl. z. B. Jer. 2, 32).

Außer dem Kaufpreis sind von größter Wichtigkeit die Geschenke, welche der Bräutigam den Eltern und Verwandten seiner Erwählten machen muß (vgl. 1. Mos. 24, 53. Richt. 14, 12). Sie bestehen in Kleidungsstücken, Schuhen und Geld und werden genau festgesetzt; auch wird eifersüchtig darüber gewacht, daß der Bräutigam vor der Hochzeit diesen Verpflichtungen genau nachkommt.

Den Abschluß der Verlobung bildet die Überreichung eines Kopftuches seitens des Vaters des Bräutigams an den Brautvater. In dieses ist eine Münze eingeknotet und darüber wird vorher bei den Christen vom Priester das Vaterunser, bei den Moslems vom chaṭîb, dem Dorfgeistlichen, die erste Sure des Koran gesprochen. Bei den Beduinen fehlt dieser geistliche Akt natürlich, da sie einen Geistlichen nicht zur Verfügung haben.

Nunmehr trennt man sich unter Glückwünschen. Das Dorf

aber hallt wieder von den Freudenrufen und Trillern, welche die weiblichen Anverwandten des Bräutigams von den Dächern ihrer Häuser erschallen lassen.

Die Hochzeit selbst dauert drei bis vier Tage. Der Heimführung gehen mancherlei Veranstaltungen vorauf; die Männer des Dorfes, vor allem die dem Bräutigam näherstehenden Altersgenossen, veranstalten des Abends Zusammenkünfte. Sie sitzen im Kreise; einer muß aus Reisig ein großes Feuer unterhalten, die anderen trinken Kaffee und rauchen Zigaretten, welches beides der Freund des Bräutigams spendet. Schon hier tritt die nächst dem Brautpaar wichtigste Persönlichkeit des Festes, der auch im Evangelium (vgl. Joh. 3, 29) genannte Freund des Bräutigams hervor. Er ist der Leiter des Ganzen, seinen Anordnungen muß sich jeder fügen. Aus der Zahl der Anwesenden erhebt sich einer oder mehrere zugleich, tanzen, singen und machen allerlei Späße. Alt und jung beiderlei Geschlechtes — die Frauen hin und wieder ihren Triller hören lassend — sehen diesem Vergnügen zu. Ich habe in dschenîn an einem solchen einen ganzen Abend teilgenommen und mich an seiner Harmlosigkeit gefreut.

In diesen Tagen gehen die Verwandten und Freundinnen der Braut zur Stadt, um das Hochzeitskleid und den Schmuck zu kaufen. Wiederholt habe ich in der Umgegend Jerusalems solche Schar in langem Zuge, singend und jubelnd, über die Berge ihrem Dorfe zueilen sehen.

Endlich ist der Tag der Heimführung und damit der Höhepunkt des Ganzen gekommen. Zunächst wird die Braut von ihren Freundinnen gebadet und unter Gesang und Tanz mit ihrem ganzen Brautstaat geschmückt, während der Bräutigam, ebenfalls unter Assistenz seiner Getreuen, rasiert und mit seinem Festanzug bekleidet wird. Bei den Christen folgt jetzt ein kirchlicher Akt. Die Männer geleiten den Bräutigam zur Kirche, hinter ihnen folgt tief verschleiert, auf einem Pferde sitzend, die Braut, im Kreise der Frauen. Die Giltigkeit der Ehe ruht, wie vorher die der Verlobung, nur auf der Gegenwart der Zeugen. Nach Beendigung der kirchlichen Feier wird der Bräutigam von seinen Begleitern in sein Haus, die Braut von den Frauen in das ihrer Eltern zurückgebracht. Bei den Moslems wird die Trauung vor dem qâdi, dem Richter, oder dem Dorfgeistlichen durch zwei Männer, die Braut und Bräutigam

vertreten, vollzogen. Es finden nunmehr Umzüge und auch mancherlei Belustigungen im Dorfe bis zum Abend statt. Doch herrscht hierin Mannigfaltigkeit, je nach dem örtlichen Brauch und auch dem religiösen Bekenntnis der Nupturienten. Erst mit der am Abend beginnenden eigentlichen Hochzeitsfeier tritt wieder in der Hauptsache Einheitlichkeit hervor. Solche Feier will ich hier nach dem Augenzeugenbericht meines oben erwähnten Freundes schildern, wie sie sich vor einigen Jahren im Dorfe silwân bei Jerusalem abgespielt hat. Er erzählt zunächst, daß der Bräutigam von seinen Freunden, die den für solche Gelegenheit landesüblichen Lärm vollführten, in Prozession durch das Dorf und das Kidrontal geführt sei in das Haus, in dem die Hochzeit stattfinden sollte. Treffend erinnert er hierzu an die Stelle im Hohen Liede, 3, 6—11. Enthält dieses Buch des Alten Testamentes, wie heute wohl mit Recht angenommen wird, Hochzeitslieder, so könnten die genannten Verse sehr gut auf eine derartige Prozession des Bräutigams passen. Er, der als „König Salomo" gedacht ist, naht in feierlichem Züge, umgeben von seinen Mannen; und Frauen und Mädchen werden aufgefordert: „Kommt heraus und freut euch an seinem Anblick, an dem Kranz, mit dem ihn seine Mutter geschmückt hat an seinem Hochzeitstage, dem Tage seiner Herzensfreude!"

Das nächste im Festhause war mit dem hereinbrechenden Abend das Mahl. Die Gäste, geladene und nichtgeladene, hatten sich auf dem Erdboden des nur matt erleuchteten Zimmers niedergelassen und Schüsseln mit Hammel und Reis, dem uns bekannten Lieblingsgericht der Eingeborenen, wurden hereingebracht. Sechs bis acht Personen aßen zusammen aus einer Schüssel, und wenn sie satt waren, traten sie zurück, und andere nahmen ihren Platz ein. Nach dem Essen wurde einigen bevorzugten Gästen warme, süße Milch gereicht und dann jedem Kaffee. Inzwischen hatte der Freund des Bräutigams die Gäste gemustert und warf, unterstützt von einigen Gefährten, eine Reihe von jenen, trotz ihrer energischen Gegenwehr, zum Hause hinaus. Diese Zeremonie erinnert entschieden an Matth. 22, 11—13. Nunmehr begann die Musik, bestehend aus Zither, Mandoline und Pauke, die schon vorher zum Mal erklungen war, aufs neue, von Gesängen begleitet. Darauf wurde von mehreren Gästen der Schwerttanz aufgeführt. An manchen Orten, wie z. B. in dschenîn, ist das Schwert abgekommen;

der Tänzer schwingt stattdessen ein weißes Tuch mit der Rechten. Wer sich am Schwerttanz nicht beteiligen wollte, mußte etwas Geld zahlen, das den Musikern zu gute kam. Nachdem der Tanz vorüber, breitete der Freund des Bräutigams ein Tuch auf dem Boden aus, auf das jeder Gast als Hochzeitsgeschenk eine kleine Geldsumme legen mußte. Diese wird dreimal von dem Freunde mit lauter Stimme, unter Hinzufügung des Namens des Spenders und einem Segenswunsch für denselben, ausgerufen. Mancher gibt das Geld in kleinen Raten, damit sein Name recht oft genannt wird. Die Geber erwarten, daß ihnen bei der entsprechenden Gelegenheit die gleiche Summe von dem Ehemanne wiedergegeben wird; es ist also mehr ein Darlehn als ein Geschenk. Bei christlichen Hochzeiten fällt dieser letzte Teil der Feier aus und findet seinen Ersatz in nicht gerade geschmackvoller Weise darin, daß jeder der fortgehenden Gäste dem Freunde des Bräutigams seine Gabe für das junge Paar in die Hand drückt.

Während dieser Vorgänge im Hause des Bräutigams fand bei den Eltern der Braut ebenfalls eine Feier statt, an welcher hauptsächlich die Frauen zusammen mit der Braut teilnahmen. Von Männern waren hierbei anwesend nur der Vater und Bruder der Braut und ein oder zwei ihrer nächsten männlichen Verwandten. Die künftige Schwiegermutter führte zur „Musik" zweier Topftrommeln einen Tanz auf; darauf wurde die Braut im Kreise ihrer Freundinnen in ihr Festgewand gekleidet, um dem Bräutigam zugeführt zu werden. Aber dieser hatte seine Pflichten noch nicht in vollem Umfange erfüllt: ein Onkel der Braut väterlicherseits forderte für sich noch ein Geschenk. Erst nachdem dieses vom Bräutigam nach langem Zank und Streit bewilligt, wurde die Braut, die einstweilen noch hinter Schloß und Riegel gehalten war, freigegeben. Jetzt aber verweigerte ihr elfjähriger Bruder seine definitive Zustimmung zur Heirat, falls ihm nicht noch einige Geldstücke mehr ausgehändigt würden; auch diesem Wunsch wurde wohl oder übel nachgekommen. Empört über die Zurückhaltung des Bräutigams im Bezahlen wie über die erneuten Forderungen seitens der Partei der Braut, verfluchten die künftigen Schwiegermütter jetzt sich gegenseitig und auch ihre neue Verwandtschaft. Von Jerusalem kündeten die Turmuhren Mitternacht, der volle Mond lag über dem Kidrontal —; durch das Schweigen der Nacht aber hallten die keifenden Stimmen der Frauen.

Endlich konnte sich der Zug in Bewegung setzen, um die tiefverhüllte Braut zum Hause ihres künftigen Mannes am anderen Ende des Dorfes zu führen. Aber noch entstand eine letzte Verzögerung: die Braut markierte Widerstreben, sich hinführen zu lassen. So will es die Sitte. Es soll manchmal eine Stunde vergehen unter solchem fingierten Sichweigern. Nachdem auch dies glücklich zu Ende, ging es nun wirklich unter den Jubeltrillern der Frauen zum Bräutigam. An der Schwelle seines Hauses nahm die Braut von dem ihr gereichten Sauerteig und tat etwas davon auf ihre Stirn und etwas an die Oberschwelle der Tür; dann trat sie mit einem Wasserkrug auf dem Kopfe ein. Diese Handlungen sollen ihre späteren Pflichten des Brotbackens und Wasserholens symbolisieren. Eingetreten, warf sie sich auf den Boden nieder, während eine Frau ihr Nase, Wangen und Stirn mit Blattgold beklebte. Hierauf enthüllte der Bräutigam ihr Gesicht, womit er sie offiziell als seine Ehefrau annimmt.

Jetzt breitete seine Schwiegermutter, die bis dahin an seiner Linken gestanden hatte, über ihre Hände ein Tuch, in das jeder Gast ein Geldgeschenk legte; die Frauen drückten ihre Münzen, ehe sie diese auf das Tuch legten, erst an die Stirn der Braut; manche auch an die des Bräutigams. Dann zahlte dieser den Kaufpreis für seine Frau in das Tuch, ebenfalls mit jeder Münze ihre Stirn berührend. Das war der Abschluß der Hochzeit.

Es sind hier und da in Palästina noch andere symbolische Handlungen üblich, auf die einzugehen wir uns des Raumes wegen versagen müssen. Nur soviel mag erwähnt sein, daß des öfteren die Braut in das künftige Heim geführt wird und hier erst den gleichfalls dorthin, in Begleitung seiner Freunde, kommenden Bräutigam erwartet. Sie sitzt dann tief verhüllt im Kreise der Frauen, bis ein Bote den Zug ihres nahenden Gatten meldet. Es ist nicht immer gerade um Mitternacht, wie in dem Gleichnis von Matth. 25, 1 ff. Aber wie dort, eilen die Frauen dem Kommenden entgegen. Er wird von ihnen ins Haus geführt und enthüllt die Braut, die seine Hand küßt. Das junge Paar empfängt darauf noch die Glückwünsche der anwesenden Frauen, die sich dann zurückziehen.

Wie in der biblischen Zeit, ist jetzt noch, nächst der Erntefreude, die der Hochzeit die höchste im Leben des Palästiners.

Nach der Hochzeit treten zunächst die häuslichen Pflichten an die junge Frau heran. Schon oben wurde das Backen und Wasserholen genannt. Im Fellachenhause, dessen Leben dem altisraelitischen noch immer am nächsten kommt, steht die Frau bald nach Mitternacht auf, um Mehl zu mahlen; die Handhabung der Mühle ist eine saure Arbeit, die ein bis zwei Stunden dauert. Dann ruht die Fellachin wohl noch eine kurze Zeit, bis mit Sonnenaufgang das Geschäft des Backens beginnt. Das Brot, aus dünnen, eierkuchenförmigen Scheiben bestehend, muß, wenn es genießbar sein soll, frisch sein. Die Beduinen haben statt des Backofens eine halbkugelförmige eiserne Platte, unter der ein Reisigfeuer gemacht wird. Auf die heißgewordene Fläche wird der dünne Brotteich gelegt, nach kaum einer Minute mit großem Geschick gewendet, um in einem Augenblick gar zu sein. Die fertigen Brotscheiben werden übereinander gehäuft, von den Bäuerinnen auf einen eigenhändig aus buntem Stroh geflochtenen Teller gelegt, von der Beduinenfrau in einen Sack gesteckt.

Nicht leicht ist auch das Wasserholen aus der Quelle oder dem Brunnen. Meist bedienen sie sich dazu der bekannten zusammengenähten Ziegenfelle (vgl. Vortrag V), aber auch Tonkrüge von beträchtlichem Volumen, bisweilen wohl noch von der Fellachin selbst geformt, sind hierfür üblich. Die Last des gefüllten Felles oder Kruges ist bedeutend, der Weg nicht selten weit und beschwerlich. Trotzdem kann man die Geschicklichkeit der Trägerinnen bewundern. Ich sah eine Reihe solcher von der Marienquelle im Kidrontal die steile Felsenstiege zum Dorfe silwân hinaufsteigen, ohne daß sie einen Augenblick Rast gemacht hätten oder auch nur eine ausgeglitten wäre. Denselben Weg, von keiner Last beschwert, habe ich wiederholt gemacht und stets nur unter großer Anstrengung die Höhe erreicht.

An der Quelle oder dem Brunnen besorgt die Fellachin auch die Wäsche, die nicht mit Seife, Lauge oder dergl. behandelt, sondern im Wasser liegend, mit einem Stück Holz so lange geschlagen wird, bis sie rein ist.

Bisweilen bringt sie Weintrauben, Gemüse, Baumwurzeln, die sie selbst gegraben, oder Wild, vom Manne erlegt, zum Verkauf in die Stadt. Der Weg ist lang und sonnig; während sie die genannten Dinge in einem Korbe auf dem Kopfe trägt, befördert sie noch in einem Tuch auf dem Rücken oder der

Hüfte ihren Säugling. Am Spätnachmittag nachhause zurückgekehrt, bereitet sie das Essen. Zu ihren Pflichten gehört es, zurzeit der Feigen- und Olivenernte den Wintervorrat herzustellen: jene zu trocknen, diese in Salz zu legen. In der Regenzeit melkt sie die Ziegen und bereitet den Bedarf an Kochbutter für das kommende Jahr; im Sommer sammelt, formt und dörrt sie in der Sonne den als Feuerungsmaterial dienenden Viehmist. Daneben spinnt, webt, näht sie, und manche von ihnen fertigen noch kunstvolle Stickereien an, wie in Ramallah, oder Spitzen, wie in Nazareth. Kurz, die Hauptarbeit im Hause liegt auf den Schultern der Frau; der Mann verrichtet nur eine: er bereitet den Kaffee! Bei den Beduinen ist das Spinnen noch Sache der Männer, besonders der alten unter ihnen.

Der einzige Sonnenstrahl, der auf dieses harte Leben fällt, sind die Mutterfreuden. Wie in alter Zeit ist noch heute der Wunsch jeder Orientalin, viele Kinder, oder besser gesagt, viele Söhne zu besitzen. Gerade sie sind nicht nur der Mutter, sondern auch des Vaters Stolz; denn zahlreiche männliche Nachkommenschaft verleiht Einfluß in der Gemeinde. Bezeichnend für den Wert, den man einem männlichen Sprößling beilegt, ist, daß Vater und Mutter nach ihrem Erstgeborenen genannt werden.

Die Frau führt ja nicht den Namen ihres Mannes, weder bei den Christen, noch bei den Moslems; weder in der Stadt, noch auf dem Lande; sondern sie trägt auch in der Ehe zunächst den Namen weiter, der ihr bei der Geburt gegeben ist — z. B. dschamîle (Schöne) oder wâhide (Einzige) oder lêle (Nacht). Sonst wird sie einfach „o Weib“ genannt, wie sie gewöhnlich ihren Mann „o mein Herr“ anredet. Ein Kosewort der Fellachin ihrem Gatten gegenüber ist „o mein Kameel“. Man weiß den Wert dieses Tieres dort zu Lande besser und richtiger zu schätzen als bei uns. Sobald aber ein Sohn vorhanden ist, heißt die Frau nach diesem „Mutter des z. B. jûsif“ (Joseph) oder „des bedr“ (Vollmond). So wird sie auch von ihrem Gatten gerufen, der seinerseits mit Stolz seinem Namen z. B. dschirius (Georg) jûsif hinzufügt, so daß sein voller Name dann lautet: „dschirius, Vater des jûsif“, oder wie man gewöhnlich verkürzt sagt: „dschirius jûsif“.

Aber nur nach dem Sohne werden die Eltern genannt oder gerufen. Ist das erste Kind ein Mädchen, so wäre es eine Kränkung, wollte man die Eltern darnach „Vater“ oder

„Mutter z. B. der dschamîle“ nennen. Überhaupt, so freudig die Geburt eines Knaben begrüßt wird, so still und kleinlaut geht es bei der eines Mädchens zu. Die Fernerstehenden nehmen davon gar keine Notiz, und die nächsten Verwandten finden sich nur ein, um, wie sie sagen, zu trösten. Charakteristisch ist auch eine Redeweise unter Geschwistern: die Schwester spricht von ihrem Bruder, ihn mit einem Ausdruck der Zärtlichkeit bezeichnend, als „mein von Allah Beschützter“; nie aber wird der Bruder diese oder eine ähnliche Wendung von seiner Schwester gebrauchen. Wenn er sie erwähnt, dann nur als „meine Schwester“. Beide Geschlechter spielen übrigens in den frühesten Jahren harmlos miteinander vereint, bis die Knaben, etwa im zehnten oder zwölften Jahr, vom Vater den Turban geschenkt erhalten. Dann erfolgt die Trennung, „vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe“.

Groß ist das Unglück, wenn einem Ehepaar nur Töchter beschieden sind; und doch ist der Besitz von solchen gar nicht unrentabel: der Kaufmann eröffnet dem Vater mehrerer Töchter gern einen Kredit mit Rücksicht auf die Einnahme, die jenem aus dem Verkauf seiner Mädchen erwächst.

Als das schlimmste Los eines Ehepaares gilt Kinderlosigkeit; man pflegt darin allgemein eine Strafe des Himmels zu sehen.

Das neugeborene Kind wird, wie schon in den Jahrhunderten des Alten Testamentes (vgl. Ez. 16, 4), die ersten Wochen hindurch am ganzen Körper mit fein pulverisiertem Salz abgerieben; wie man sagt, soll das kräftigen. Dazu wird das Salz mit etwas Öl vermischt, auf Feuer warm gemacht und dann mit einem Läppchen auf den Körper gestrichen. Ebenso werden schon in den ersten Wochen die Augen mit schwarzer Schminke betupft; auch das soll gut sein! Die Mutter pflegt noch heute wie im biblischen Zeitalter (vgl. 1. Sam. 1, 21 ff. 2. Makk. 7, 27) das Kind mehrere Jahre hindurch zu stillen. Sie selbst liegt schon am zweiten oder dritten Tage nach der Niederkunft ihren häuslichen Pflichten ob und holt das Wasser herbei wie in Zeiten völliger Gesundheit. Während dessen ist der Säugling sich selbst überlassen, in seiner Wiege liegend, die Augen und Mundwinkel oft schwarz von Fliegen. Einige Jahre später spielt er im Staub der Dorfstraße oder auf dem Düngerhaufen herum, ein schmutziger kleiner Kerl in dürftigster Kleidung.

Sobald das erste Zähnchen sich zeigt, bekommt er schon Brot zu essen.

Man darf wohl sagen, wenn ein Kind alle die Schwierigkeiten überwindet, die ihm die Unvernunft oder die Nachlässigkeit in seinen ersten Jahren bereitet, dann ist es für die Strapazen und Entbehrungen eines Fellachenlebens ausgerüstet; natürlich gehen nicht wenige im zartesten Alter zu Grunde oder sie tragen Schäden an ihrer Gesundheit davon, die ihnen ihr Leben lang zu schaffen machen; das gilt besonders von den Augenkrankheiten.

Die heranwachsenden Knaben habe ich öfters auf einem freien Platz im Dorfe Spiele veranstalten sehen, bei denen es sich jedesmal um das Werfen von Steinen oder Holzstücken nach einem bestimmten Ziele handelte. Man sagt, daß sie auch, wie die Kinder im Gleichnis des Evangeliums (vgl. Matth. 11, 16 f.), Hochzeit und Begräbnis spielen. Frühzeitig müssen natürlich Knaben wie Mädchen allerlei Dienstleistungen tun in der Wirtschaft: jene hüten das Vieh, diese holen Wasser; beide sind nach ihren Kräften an den Erntearbeiten beteiligt (vgl. Vortrag IV). Über Schulunterricht vgl. Vortrag VI.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die Araberin im allgemeinen als eine sehr zärtliche Mutter bezeichnet werden muß; besonders ist sie es — manchmal in übertriebenem Maße — ihren Söhnen gegenüber. Diese Zärtlichkeit findet natürlich in orientalisch-bilderreicher Redeweise ihren Ausdruck. Als Beispiel diene hier ein kleines Lied, mit dem die Mutter ihr Kindchen lockt, wenn es eben die ersten Schritte zu machen gelernt hat:

„Komm, daß ich mich deiner freue,
O Fettschwanz des Schafes,
O Kuchen, gefüllt mit Süßigkeiten,
O gekrämpelte Baumwolle!"

Fett und Zucker liebt der Orientale. Das Kind ist also, wie wir zu sagen pflegen, „zum Anbeißen", und mollig wie die weichste Baumwolle.

IV.

Das Landleben.

Palästina ein Land, da Milch und Honig fließt. Der Laie ahnt nicht, wie viel umstritten dieses Wort ist. Man hat gemeint, ihm liege eine mythologische Vorstellung von Götterspeise oder Kost eines Götterlandes zugrunde. Sehr nahe kommt dem eine von ganz anderem Gesichtspunkt aus geführte Untersuchung, wonach unsere Wendung soviel sagen will, als „alle Produkte des Landes — Getreide wie Früchte — seien süß und wohlschmeckend, wie Milch und Honig; sie seien in der Ausdrucksweise des klassischen Altertums gesprochen, wie Nektar und Ambrosia". Eine dritte Auffassung, der man eine gewisse Berechtigung durchaus nicht wird absprechen können, will den ganzen Ausdruck so zu sagen wörtlich genommen wissen: Israel werde sich im Lande Kanaan von der Milch seiner Herden ebenso reichlich nähren können, wie von Honig, mag man darunter Trauben-, Dattel-, Feigen- oder Bienenhonig verstehen.

In jedem Falle sind Milch und Honig Gaben, welche das Land in besonderer Güte und Fülle zu bestimmten Zeiten des Jahres darzubieten vermag. Es ist kein übertriebener Patriotismus, sondern entspricht völlig den Tatsachen, wenn das Alte Testament Kanaan wiederholt als ein „schönes" Land bezeichnet (vgl. 5. Mos. 4, 21. 8, 7 ff.), und wenn es an letzterer Stelle fortfährt: „Es ist ein Land mit Wasserbächen, Quellen und Strömen, die in den Tälern und auf den Bergen entspringen; ein Land mit Weizen und Gerste, mit Weinstöcken, Feigen- und Granatbäumen, mit Olivenbäumen und Honig; ein Land, in welchem du dich nicht kümmerlich nähren, sondern wo du keinen Mangel haben wirst".

Dem Urteil der Heiligen Schrift entsprechen die Aussagen berufener Kenner des heutigen Palästina. Ein deutscher Konsulatsbericht, Jâfa 1902, sagt: „Bei der Fruchtbarkeit des Bodens im allgemeinen könnte das Land sich zu einer reichen und auch wirtschaftlich bedeutenden Provinz des türkischen Reiches entwickeln". Ähnlich heißt es in einem andern, Haifa 1903: „Es sind namentlich die deutschen Kolonien, die den Beweis liefern, daß Acker- und Gartenbau in diesem Lande noch eine große Zukunft haben".

Aus diesen Zitaten ergibt sich zugleich, daß das Land gegenwärtig auf einem Tiefpunkt wirtschaftlichen Lebens angekommen ist und teilweise wenigstens auch noch auf diesem verharrt. In der Tat dürfen wir annehmen, daß beispielsweise im israelitischen Altertum die Bebauung und Nutzbarmachung des Bodens eine intensivere gewesen ist. Die nicht wenigen Zisternen, Keltern und Terrassenbauten, welche man heute auf völlig wüstem Terrain antrifft, beweisen dies zur Genüge.

Ist aber für die alte Zeit eine umfangreichere Bodenkultur durch Acker- und Gartenbau vorauszusetzen, und ist vor allem, wovon später noch ausführlich die Rede sein wird, die fast allgemeine Voraussetzung eines ehedem bedeutenderen Waldbestandes zutreffend, so kann davon die Annahme einer günstigen Beeinflussung des Klimas, natürlich nur in gewissen Grenzen, gar nicht getrennt werden. Mit einem Wort, die Bewässerungsverhältnisse müssen in alter Zeit relativ günstigere gewesen sein als heute. Diejenigen, welche diesen Schluß anerkennen, wollen damit natürlich nicht etwa sagen, daß es die, mehrere Monate herrschende, Regenlosigkeit früher in Palästina nicht gegeben habe; wohl aber glauben sie mit Recht annehmen zu dürfen, daß im allgemeinen wenigstens die Regenmenge größer, vielleicht auch die regenlose Zeit einige Wochen kürzer gewesen sei, und, eben infolge des erheblicheren Baumreichtums, das Ausdörren des Bodens durch die Sonne in geringerem Maße stattgefunden habe. Anders ausgedrückt, ein Gebiet wie Juda dürfte sich annähernd ähnlicher Bewässerungsverhältnisse erfreut haben, wie sie heute etwa das südliche Galiläa aufweist.

Dieser Anschauung steht eine andere gegenüber, wonach die klimatischen Verhältnisse Palästinas sich gegen das Altertum in keiner Weise geändert haben, vielmehr die heutigen das getreue Abbild längst vergangener Jahrhunderte seien.

Leider läßt sich bei der Art der biblischen Nachrichten hierüber — sie treten nur gelegentlich auf und sind sehr allgemein gehalten — keine definitive Entscheidung über die obige Streitfrage treffen; nur das darf als feststehend bezeichnet werden, daß der Regen für dieses Land von ganz hervorragender Bedeutung war und noch ist. Darauf weist das Alte Testament selbst hin, wenn es (vgl. 5. Mos. 11, 10 f.) sagt: „Dein Land ist nicht wie Ägypten, das du wie einen Gemüsegarten mit deinem Fuße bewässern müßtest; es ist ein Land mit Bergen

und Tälern, das den vom Himmel fallenden Regen trinkt; ein Land, für das Jahve, Dein Gott, Sorge trägt."

Vom Eintritt des Regens zur rechten Zeit, von seiner Ergiebigkeit, vom Aufhören desselben im geeigneten Augenblick hängt der ganze Ertrag des Landes ab. Ist der Beruf des Landmannes überall dem Einfluß der Witterung unterworfen, in Palästina ist er dies in einzigartigem Maße.

Am 16. November feiert man in Lydda, nordwestlich von Jerusalem, das Fest eines Heiligen, welcher den Juden als Elias, den Moslems als Chidr, der Christenheit als der h. Georg verehrungswürdig erscheint. Sein Fest bedeutet für den palästinischen Landmann jeglicher Konfession den Beginn der Feldarbeit.

Allerdings, um diese hoffnungsfroh aufzunehmen oder besser, überhaupt aufnehmen zu können, ist eines unerläßlich: es muß wenigstens vierzehn Tage vor dem Fest von Lydda ausreichend geregnet haben, d. h. der sogen. Frühregen muß gefallen sein. Sonst steht es schlimm. Denn man vergegenwärtige sich die Folgen einer fünfmonatlichen, regenlosen Zeit, einer Zeit, in welcher die Sonne Tag für Tag mit fast souveräner Gewalt herniederbrennt. Wenn auch der nächtliche Tau einige Erquickung bringt, so ist das doch bei weitem nicht ausreichend, um zu verhindern, daß im September der Boden hier und da in handbreiten Spalten auseinanderklafft, die Grasnarbe vollständig ausgebrannt, die Ackerflächen bisweilen mit Dornen und Disteln von fast Mannshöhe wie besäet, Weg und Steg, Baum und Strauch mit einer weißgrauen Staubschicht bedeckt sind.

Dieser schrecklichen, regenlosen Jahreszeit macht die Regenzeit ein Ende. Auch das Alte Testament kennt in der Hauptsache nur zwei Jahreszeiten: Sommer und Winter. Schon in der Sintflutgeschichte (1. Mos. 8, 22) heißt es: „Fortan sollen, solange die Erde besteht, nicht aufhören Saat und Ernte, Frost und Hitze, Sommer und Winter, Tag und Nacht." Frühling und Herbst, also die Zeiten vor Beginn und am Ende der regenlosen Zeit des Sommers, werden nur selten in der Schrift erwähnt. Die Regenzeit teilt man in drei Epochen: die des Frühregens im Oktober, die des Winterregens von Anfang oder Mitte November bis zum März, und die des Spätregens im April.

Im Laufe des Oktober sammeln sich im Westen die Wolken.

Eines Nachmittags kommt heftiger Wind auf, alles ist in Erwartung. Nach Einbruch der Dunkelheit hört man wohl schwachen Donner, es fallen einige spärliche Tropfen, und dann plötzlich rauscht es hernieder. Ein allgemeiner Jubel herrscht, denn der Frühregen ist ein Ereignis. Einige Tage hält er an, aber kein Tropfen davon rinnt in die Zisternen, alles saugt die verlechzte Erde auf. Darauf wieder blauer Himmel, lachender Sonnenschein; der Erdboden ist erweicht, und schon wagt sich das erste Grün hervor!

Der Frühregen ist die erste kritische Zeit im Kreislauf des Jahres. Wehe, wenn er ausbleibt oder auch nur zu spärlich erfolgt. Denn dann kann die Feldarbeit nicht beginnen, sie schiebt sich in die Zeit des Winterregens hinein, und der wieder, in seiner Heftigkeit und Überfülle, verdirbt nicht selten die Aussaat. — Im Laufe des November setzt der richtige Winterregen ein. Er fällt periodenweise, manchmal acht Tage und länger hintereinander. Das Thermometer sinkt über Nacht auch einigemale unter den Gefrierpunkt; dann gibt es unter Umständen Schnee, den aber schon die nächste Mittagssonne gewöhnlich spurlos beseitigt. Jetzt füllen sich die Zisternen. In den Bergen bilden sich Bäche, die, wenn sie keinen ausreichenden Abfluß finden, hier und da kleine Seen oder Sümpfe hervorrufen. Zwischen die Regenperioden der Winterzeit fallen die herrlichsten Frühlingstage. Eine arabische Bauernregel sagt vom Februar, es sei ein Hauch des Sommers darin. In der Tat, an solchen Tagen, wo die Sonne ihre Macht entfalten kann, schmückt sich das Land mit dem schönsten Blumenflor: Krokus, Lilien, Klematis, Narzissen prangen auf dem saftig grünen Teppich, der überall den Boden bedeckt. — Jetzt naht eine zweite kritische Zeit: die des Spätregens im April. Die Saat braucht ihn notwendig zum Reifen. Bleibt er aus, so verkümmern die Körner; kommt er zu stark, so schwemmt er zuweilen das Erdreich weg. Andrerseits kann ein guter Spätregen manchen Mangel des Winterregens wieder wettmachen; darum schätzt ihn der Fellach außerordentlich und meint, ein rechter Spätregen ist so viel wert, wie der Pflug samt dem Gespann. Umgekehrt sieht das Alte Testament in dem Ausbleiben von Früh- und Spätregen den strafenden Zorn des Gottes Israels.

Hat der erstere seine Schuldigkeit getan, so geht der Fellach an das Bestellen der Wintersaat. Diese Arbeit beginnt Mitte

November und erstreckt sich unter Umständen bis in den Januar hinein. Zur Aussaat kommen heute Linsen, Bohnen, Weizen und Gerste in vorstehender Reihenfolge. Linsen bilden die Haupt- und Lieblingsnahrung der Fellachen. Gerste dient gegenwärtig wohl ausschließlich als Viehfutter. Roggen und Hafer kennt weder das Alte Testament noch die Jetztzeit, nur der Talmud erwähnt letzteren und daneben noch Reis, der nach der Zeit Alexanders des Großen eingeführt wurde. Heute wird im südlichen Palästina von den Fellachen erst gesäet und dann die Saat mit dem Pflug unter die Erdoberfläche gebracht. Wo Terrainschwierigkeiten die Handhabung des Pfluges unmöglich machen, wird der Boden nur mit einer Hacke bearbeitet. Alsdann wird die Ackerfläche geebnet; ein Eggen, wie es bei uns üblich ist, hat man weder im Altertum vorgenommen, noch weiß der heutige Fellach etwas davon. Alles übrige bleibt Allah überlassen.

Kaum anderswo tritt uns der Konservatismus orientalischen Lebens so deutlich entgegen, wie gerade auf dem Gebiete des Ackerbaus (vgl. Vortrag II). Der Pflug, mit welchem der palästinische Landmann noch jetzt arbeitet, ist im wesentlichen genau der gleiche, welchen das Alte Testament und der Talmud beschreiben: in der Hauptsache ein krummer, gewöhnlich eichener Ast, an welchem eine lange, eiserne Spitze als Pflugschar angebracht ist. Damit wird das Erdreich, man möchte sagen, aufgekratzt, etwa 10—12 cm tief. Einen großen Stein oder fest eingewurzeltes Dorngestrüpp umgeht man, anstatt es etwa durch einen kräftigen tiefen Stoß des Pfluges herauszuheben. Dieser wird von ein paar Ochsen, oder einem Ochsen und einem Esel gezogen, manchmal auch von einem Kamel, sehr selten von Pferden. Die Tiere treibt der Pflüger, wie in biblischer Zeit, mit dem bekannten Ochsenstecken, dem „Symbol des Bauern". Solcher besteht aus einer hölzernen, etwa 3 m langen Stange, an deren einem Ende eine eiserne Spitze für die Zugtiere, am andern ein Eisenspaten angebracht ist, um gelegentlich die feuchte, der Pflugschar anhaftende Erde abzustreifen.

Man kann dem Fellachen den Vorwurf großer Nachlässigkeit in der Feldbestellung nicht ersparen. Jene liegt zum Teil in seinem träumerischen, arbeitsunlustigen Wesen. Sie hat ihren Grund aber auch darin, daß ihm durch gewisse Umstände das Interesse an seiner Arbeit genommen ist. Zu diesen gehört

erstens das türkische Steuersystem (vgl. Vortrag V): der Fellache arbeitet für den Steuerpächter; ferner die Verteilung von Grund und Boden. Derselbe zerfällt nämlich im heutigen Palästina in drei Kategorien: in das arḍ waqf, d. i. Stiftungsland, welches vom Sultan oder irgend einer Privatperson einer religiösen Stiftung, einer Moschee, einer Kirche oder Schule zu deren Unterhalt vermacht ist; in das arḍ mulk, d. i. Privatbesitz, meist kleinere Gelände in der Nähe der Dörfer, und in das arḍ mîri, d. i. staatliches Ackerland, das gegen Entrichtung des „Zehnten" (vgl. Vortrag V) von der Dorfgemeinde gepachtet wird. Dieses Mîriland wird vor Beginn der Feldarbeit unter die einzelnen Mitglieder einer Gemeinde nach bestimmten Normen verlost. Dabei kommen auf jeden statt eines geschlossenen Komplexes mehrere Streifen Landes an verschiedenen Stellen des Pachtterritoriums; jeder muß nehmen, was und wie es ihm der Zufall anweist. Natürlich hat bei dem gänzlich fehlenden Gemeinsinn niemand ein Interresse, mit dem erlosten Ackerstück besonders sorgfältig zu verfahren. So kommt es, daß man heute kaum an ein Düngen der Felder denkt, während das Alte Testament dieses wiederholt erwähnt und man in talmudischer Zeit viel Mühe darauf verwandte. Endlich rechne ich hierhin die, sozusagen Wehrlosigkeit des palästinischen Landmannes. Institutionen wie unsere Hagelversicherungen oder dergl. kennt man nicht. Kommt in der Erntezeit Schirokko auf, so vernichtet dessen glühender Hauch in wenigen Tagen den Erfolg der ganzen Arbeit, und tritt, wie z. B. 1904, eine Mäuseplage ein, so steht der Fellach heute noch, genau wie in der alten Zeit, rat- und hilflos da; Vertilgungsmittel sind im ganzen Lande nicht zu haben. Dieses Risiko von verschiedenster Art schmälert das Interesse an der Arbeit ganz wesentlich. Unter diesen Verhältnissen ist es auch kein Wunder, daß man, was bei uns unerhört wäre, durch ein Kornfeld hindurchgeht oder -reitet, ohne Acht auf die Halme, die man dabei vernichtet. Allerdings ist in diesem Punkte auch die biblische Zeit nicht anders gewesen (vgl. Matth. 12, 1).

Nach Abschluß der Wintersaat geht der Fellach an die Bearbeitung der Stoppelfelder des vorigen Jahres, für die Sommersaat. Die Stoppeln werden untergepflügt, hin und wieder zündet man sie auch vorher an; eine Art Düngung, wie sie schon das Alte Testament kennt. Ein anderes Mittel, dem Boden neue

Kräfte zuzuführen, sehen Bibel und Talmud in der Brache. Heute erfolgt ein Brachliegenlassen nicht nach einem System, sondern nur aus Not, weil es an Regen oder an menschlichen bezw. tierischen Arbeitskräften fehlt. Aber man wechselt doch wenigstens in der Benutzung der Felder für die Winter- und für die Sommersaat ab. Die letztere bedarf sehr sorgfältiger Behandlung des Bodens. Nach dem ersten Umbrechen muß noch zwei- bis dreimal gepflügt werden.

Als Sommersaat dienen in erster Linie Durra und Sesam. Das erstere ist eine maisähnliche Staude mit weißen linsenartigen Körnern. Durramehl wird von den Fellachen sehr viel zum Brotbacken verwendet, es ist billiger als Weizen und Gerste. Über Sesam vgl. Vortrag V. Des weiteren gehören zur Sommersaat Melonen, verschiedene Arten Gurken, Baumwolle und Tabak. Der Baumwollenbau liegt heute ziemlich darnieder, an Güte kann der Ertrag mit der amerikanischen Ware nicht konkurrieren. In neuester Zeit bemühen sich die jüdischen Kolonien lebhaft um Hebung dieser Kultur. Der Anbau des Tabaks geht infolge der hohen Steuer immer mehr zurück.

Zuerst kommen die Melonen heran; auf eine Fläche von 4 qm werden vier bis fünf Körner gesteckt. Sorgfalt ist erforderlich, weil der Boden noch mehrmals mit dem Pfluge gelockert werden muß. Spätmelonen, Durra und Sesam werden vom Pflüger durch ein trichterförmiges Rohr, das am Pfluge angebracht ist, eine Art Drillmaschine, gestreut. Hinter dem Pfluge mit dem Saattrichter, welcher die Furche schafft, in die der Same hineinfällt, geht gewöhnlich ein zweiter Pflug auf dem Rande der Furche, um den Samen zuzudecken. Das Alte Testament erwähnt einen Saattrichter nicht, wohl aber kennt ihn der Talmud. Die Furchen haben gewöhnlich 30 bis 40 cm Abstand voneinander. Nicht selten sieht man, wie im biblischen Zeitalter, mehrere Pflüge auf einem Felde in Tätigkeit. Dies ist namentlich auf großen Ländereien üblich, wo der Besitzer Arbeiter, welche das ganze Saat- und Erntegeschäft verrichten, gegen freie Station und $^1/_4$ des Ernteertrages anstellt und seinerseits das Arbeitsmaterial, d. h. den bespannten Pflug und das Saatkorn liefert. Zu solcher Feldarbeit gehen auch Fellachen aus westjordanischen Orten in das Ostjordanland hinüber. Wir trafen einen Mann aus Hebron in der Gegend von el-kerak, der für Beduinen das Land bestellte, indem er die Saatfrucht beschaffte,

säete und pflügte. Die Bewachung des bestellten Bodens besorgten dann die Beduinen bis zur Ernte, und diese verrichtete wieder der aus Hebron zurückgekehrte Fellach. Nach beendigtem Dreschen wird der Ertrag geteilt: ein Drittel davon muß Steuern und sonstige Kosten decken, je ein Drittel kommt auf Fellach und Beduinen.

Mit Rücksicht auf die früher schon angedeuteten großen, klimatischen Unterschiede ist die Zeit der Ernte in den verschiedenen Gegenden des Landes auch recht verschieden; allen voran geht das Jordantal, wo die Gerstenernte etwa am 10. April beginnt; es folgt die Küstenebene, cr. vom 15. bis 25. April. Auf dem Gebirge zieht sich die Ernte infolge der ungleichen Höhenlagen über die Zeit von Ende April bis Ende Mai hin. Etwa zwei Wochen später beginnt überall der Schnitt des Weizens.

Die Ernte ist noch jetzt eine Zeit höchster Freude, wie wir es schon aus dem Alten Testament kennen; Mann und Weib, alt und jung ist daran beteiligt. Da dann in den Korngegenden von Gaza und in der Jesreelebene viele Arbeitskräfte gebraucht werden, so kommen die Gebirgsfellachen oft mit Frauen und Kindern herbei, um sich zu verdingen. Ihre eigene Ernte wird ja später reif; auch kultivieren sie auf ihren Bergen mehr Fruchtbäume und Weinstöcke, als Getreide. Während die Männer der Schnittarbeit obliegen, binden und sammeln die Frauen die Garben, bereiten außerdem das Essen und schaffen das Trinkwasser herbei.

Mit der Ernte von Linsen und Bohnen wird der Anfang gemacht; die Pflanzen werden ganz ausgerissen, aufgehäuft, zusammengebündelt und auf die Tenne gebracht. Ebenso verfährt man mit der Durra. Bei dem Zusammenarbeiten mehrerer Schnitter auf einem Felde treten diese, ein jeder mit Lederschurz bekleidet, der Brust und Beine schützt, und mit Schuhen versehen, am Feldrande von links an; der stärkste von ihnen als Vorarbeiter auf dem rechten Flügel. Sie arbeiten nun in einer Linie bis zum gegenüberliegenden Feldrand, kehren dann an den ersten zurück und ernten einen neuen Streifen ab. Die Halme schneiden sie mit einer Sichel; jedoch nicht so kurz über dem Boden wie bei uns, so daß ziemlich hohe Stoppeln zurückbleiben. Ist nun ein Arm voll Halmen abgeschnitten, so wird er zu einer Garbe gebunden, zur Seite geworfen und von den Frauen und Kindern zu größeren Haufen zusammengetragen;

alsdann auf Esel oder Maultiere, auch manchmal auf Kamele geladen, wozu viel Geschicklichkeit gehört, und zur Dreschtenne geschafft. Die Tiere werden so hoch bepackt, daß man aus der Entfernung nur die vier Beine unter dem riesigen Garbenbündel sich bewegen sieht, was, besonders wenn eine ganze Reihe solcher vierbeiniger Bündel übers Feld dahinläuft, sehr komisch aussieht. Trotz der heißen Arbeit herrscht überall Freude. Die Schnitter singen ihre Lieder, wie z. B.

O Erntestreifen, o wärst du Brache,
O wärst du ein Weideplatz für den Star!
O Erntestreifen, es hilft nichts, du mußt dran!
Ich rufe zu Hilfe die Söhne des Halhal.

Weithin hört man diesen Gesang und dazu das Jodeln der Frauen.

Sind die Garben sämtlich vom Felde entfernt, so steht den Armen das Recht zu, die zurückgebliebenen Ähren aufzulesen; vorher, also zwischen den noch daliegenden Garben, zu lesen, ist verboten. Daß Ruth (vgl. 2, 15) zwischen den Garben Ähren sammeln darf, ist ein besonderes Vorrecht Immerhin sollen fleißige Leserinnen bisweilen noch so viel erzielen, daß sie mit Mehl für das ganze Jahr versorgt sind; viel brauchen sie bei ihrer Genügsamkeit ja nicht. Mancher läßt wohl auch heute noch für die Armen ein Stückchen stehen, ohne es abzuernten. Übrigens sind die Rechte der Ährenleserinnen auch darin durch den Gebrauch fest geregelt, daß es ihnen nicht erlaubt ist, von dem für die Schnitter bestimmten Wasser zu trinken. Auch hierin genießt Ruth (vgl. 2, 9) eine Vergünstigung.

Nach beendigter Ernte wird es auf der Tenne lebendig. Diese, ein offener, ebener und weiter Platz, liegt in der Nähe des Dorfes und ist im Gebirge gewöhnlich eine große, sauber gefegte Felsplatte, in der Ebene besteht sie aus festgestampftem Erdboden. Sie ist Eigentum der ganzen Dorfgemeinde, ein jeder wählt sich dort seinen Platz, häuft seinen Ernteertrag nach Fruchtgattungen gesondert, auf, und drischt ihn nach und nach aus. Da ungünstige Witterung, wie Regen oder dergl., nicht zu befürchten ist, auch Halme und Körner durch die heiße Sonne leichter zerbrechlich, bezw. trocken und fest werden, so ist es vorteilhaft, sich mit der Drescharbeit nicht zu beeilen. Es kommt vor, daß sich diese über einen Zeitraum von vier Monaten hinzieht, während welcher der Fellach auf der Tenne bei seinem

Vorrat wohnt und schläft. In einem Punkte entsagt er hier seiner sonstigen Sorglosigkeit: er ist mit Feuer außerordentlich vorsichtig, so daß Vorräte auf der Tenne selten verbrennen.

Das Dreschen wird heutzutage fast genau in derselben Weise wie zur biblischen Zeit ausgeführt, und zwar, indem man Ochsen oder auch Esel, zu zweien oder dreien zusammengekoppelt, einige Stunden lang im Kreise über das ausgebreitete Getreide hingehen läßt. Dieses wird mehrmals mit einer hölzernen Gabel gewendet, und das Treten so lange fortgesetzt, bis das Stroh in weichen, ganz und gar zerspaltenen Häcksel verwandelt ist. Das Maul der Tiere zu verbinden, gilt heute, wie einst, für unrecht.

Außer den Tieren bedient man sich noch des sogen. Dreschschlittens. Dieser, ein dickes, schweres Brett, in welches kleine Basaltsteine eingekeilt sind, und auf das sich der Fellach gewöhnlich noch stellt, wird von einem Zugtier über die Gerste oder den Weizen gezogen. Auf solche Weise wird das Stroh sehr leicht und schnell zu Häcksel zerrissen.

Sesam und Kümmel werden nicht mit Tieren ausgedroschen, sondern die Körner mit einem Stock ausgeklopft (vgl. Jes. 28, 27).

Ist alles Getreide ausgetreten und das Stroh genügend zerkleinert, so ist die Arbeit der Tiere getan, und der Mensch beginnt die seinige. Mit einer hölzernen, dreizackigen Gabel wirft er das auf der Tenne Liegende in die Höhe; meist am Spätnachmittag, weil er dazu eines leisen Windes bedarf; Windstille oder gar ein starker Wind sind ungeeignet. Hierbei fallen die Körner fast senkrecht herunter, die Spreu wird in einige Entfernung geweht; die leichtere in größere, die schwerere, wie Wurzeln, Knoten oder dergl., in geringere. Allmählich bilden sich einige Haufen, während der ganz feine Staub vom Winde fortgetragen wird. Nunmehr werden die Körner gesiebt und heimgebracht, teils in die Kornbehälter des Hauses (vgl. Vortrag II), teils in dazu geeignete, nahegelegene Zisternen; hier und da werden sie auch in Kornspeichern oder sonstwie untergebracht. Die leichtere Spreu oder der Häcksel wird ebenfalls sorgfältig gesammelt und in einer Höhle oder dergl. aufbewahrt. Er bildet, mit Gerste gemischt, wie auch ohne solche, die Nahrung für das Vieh in der regenlosen Zeit. Die oben erwähnten, härteren Bestandteile der Spreu, welche das Vieh nicht als Futter annimmt, werden entweder, mit Lehm vermischt, zu baulichen Reparaturen am Hause benutzt; oder sie dienen als

Feuerungsmaterial, sei es im Hause der Fellachen oder in irgend einem industriellen Betriebe, besonders in den Öfen des Töpfers. Bisweilen zündet man aber auch den letzten Rest davon auf der Tenne an und läßt ihn verbrennen.

Wenn wir noch einen Blick auf das wirtschaftliche Resultat des Ackerbaues werfen, so kann dasselbe im allgemeinen kaum als ein sehr günstiges bezeichnet werden. Der Acker trägt heute sechs- bis höchstens zwölffältig; nur die Durra macht eine Ausnahme, indem sie siebenzigfältige Frucht abwirft. Da nun die Bibel (vgl. 1. Mos. 26, 12. Matth. 13, 8) einen dreißig- bis sechzig- und hundertfältigen Ertrag kennt, so vermutet man gewöhnlich einen Rückgang in der Fruchtbarkeit des Bodens. Dazu sei aber bemerkt, daß der Talmud als durchschnittlichen Körnerertrag für Judäa das Fünffache angibt.

Außerdem seufzt der gewöhnliche Fellach — von dem Großgrundbesitzer und den reichen Bauern sei hier abgesehen — meistens unter Schulden, und die Art seiner Ackerwirtschaft bringt ihn aus diesen nicht heraus. Über die Steuerabgaben vgl. unter Vortrag V. Zu letzteren kommen die Abgaben an den oder die Gläubiger; ferner die Geschenke an den Dorfgeistlichen, an Blinde, Aussätzige, Witwen; vielleicht noch der Lohn an einen Mietsknecht, der in Naturalien gegeben wird. Was dem Ärmsten dann bleibt, reicht manchmal kaum aufs nächste Jahr für ihn und seine Familie. Es ist ganz bezeichnend, daß die Sitte, den Abschluß der Erntearbeit festlich zu begehen, in manchen Orten mehr und mehr abkommt, eben infolge der zunehmenden Armut.

Neben dem Ackerbau steht in Palästina die Kultur der Fruchtbäume, die das milde Klima außerordentlich begünstigt.

Unter den Fruchtgewächsen wieder spielen eine Hauptrolle, in historischer wie wirtschaftlicher Hinsicht, die Rebe, der Feigen- und der Ölbaum. Wie die uralte Parabel des Jotham (vgl. Richt. 9, 7 ff.) diese drei zusammen nennt, so heute noch ein Fellachensprichwort, das besagt: „Die Rebe ist eine sitt,“ d. h. eine vornehme Dame, welche viel Rücksicht beansprucht; „die Feige hingegen ist eine fellâḥa,“ d. h. eine Fellachenfrau, schon von derberer Konstitution, die etwas aushält; „aber die Olive ist eine bedauîje,“ d. h. ein Beduinenweib, Entbehrungen sind ihr Lebenselement.

Wohl der nützlichste Baum des Landes und überall zu finden ist der Ölbaum. Erscheint im Altertum auf den Münzen

Palästinas die Palme als Sinnbild des Landes, so dürfte es heute, wo jene nur vereinzelt angetroffen wird, vielmehr die Olive sein; es wäre kein schlechter Tausch, denn nicht nur, daß Syrien mit Fug als die Heimat des Ölbaumes angesehen werden darf, mit seinem matten Grün und dem knorrigen Stamm hat er ein ungemein würdiges Aussehen. Der Baum gedeiht in Palästina so gut wie ohne Pflege. Denn die, welche man ihm zu teil werden läßt, ist recht geringfügig. Sie beschränkt sich nämlich in der Hauptsache auf ein einmaliges Umpflügen des Bodens, nach Beginn der Regenzeit, etwa im Dezember; bisweilen wird das im März noch einmal wiederholt. Düngung und Ausästung ist wenigstens bei den Fellachen äußerst selten. Die Fortpflanzung geschieht entweder durch Wildlinge, die veredelt werden, oder durch Wurzelloden von Edeloliven, die aber auch später okuliert werden müssen. Das Aufpfropfen übrigens von wilden Reisern auf einen edlen Ölbaum, welches der Apostel Paulus (vgl. Röm. 11, 24) erwähnt, ist nur eine schulmäßige, fingierte Annahme; es kommt in der Praxis nicht vor. Die Olive bedarf, auf palästinischem Boden, eines Terrains für sich allein, während sich z. B. der Weinstock mit dem Feigenbaum verträgt. Das ist aber wohl auch der einzige Anspruch, den sie erhebt, und sie vergilt ihn reichlich. Man rechnet, daß ein guter Olivenbaum jährlich im Durchschnitt $^1/_2$ Napoleon = 8 Mk. einbringt. Auf einem Hektar stehen 200 solcher Bäume und liefern also eine Jahreseinnahme von 1600 Mk., für eine einfache Fellachenfamilie ein ausreichender Lebensunterhalt. Allerdings geben die Olivenbäume der Eingeborenen nur alle zwei Jahre eine wirkliche Ernte; das liegt aber weniger am Baum, als an seiner Behandlung durch die Fellachen. Bei der Ernte nämlich schlagen sie, statt des mühsamen Pflückens, die Frucht mit einem Stocke ab, und dabei werden die jungen Triebe, die im nächsten Jahre Frucht tragen sollten, mit heruntergeschlagen. Die deutschen Kolonisten, die ihre Oliven pflücken, erzielen in jedem Jahre eine Ernte. Es gibt in Palästina mehrere Arten Oliven, in der Farbe, schwarz und grün, wie in Form und Größe sich deutlich unterscheidend; ihre Ernte zieht sich durch die ganze Regenzeit hin. Die Früchte werden teils zur Ölbereitung (vgl. Vortrag V) verwendet, teils in Salz eingemacht und bilden im letzteren Falle, mit Brot gegessen, eine sehr schmackhafte Speise. Noch sei bemerkt, daß der Ölbaum ein sehr hohes Alter

erreicht; die jetzt im „Garten Gethsemane“ gezeigten haben wohl ein solches, doch ist es nicht wahrscheinlich, daß sie die Zeugen des Gebetskampfes unseres Heilandes waren, da nach Josephus bei der Zerstörung Jerusalems unter Titus, 70 n. Chr., sämtliche Fruchtbäume in der Umgegend, bis auf eine Entfernung von ca. $2^1/_2$ Meilen, umgehauen worden sind.

Von gleichgroßer, wirtschaftlicher Bedeutung, wie die Olive, ist der Feigenbaum in Palästina. Er ist ein sehr genügsamer Baum und lohnt die geringe Pflege, die im Umpflügen oder -hacken des Bodens besteht, durch eine regelmäßige Ernte. Er findet sich in größeren Anlagen, besonders von Bethlehem an bis nâblus, sonst mehr einzelstehend. Man kennt über ein Dutzend verschiedene Sorten, die, abgesehen von den sogen. Frühfeigen, vom Juli bis in den Dezember ihre Früchte darbieten. Sie werden vielfach frisch genossen; ein großer Teil wird aber auch getrocknet und für den Winter aufbewahrt. Nicht uninteressant ist es wohl, daß den heutigen Fellachen der Aufenthalt unter einem Feigenbaum als der Gesundheit, vor allem den Augen, schädlich gilt. Gewiß wird man den Wunsch des alten Israeliten „zu sitzen unter seinem Weinstock und Feigenbaum“ auch nicht wörtlich zu nehmen haben.

Das letzte Glied in dem oben genannten Dreigestirn ist die Rebe; ihr wendet der Fellach entschieden am meisten Pflege und Aufmerksamkeit zu. Ihre Pflanzungen liegen nicht immer an Berghängen; man trifft sie auch gar nicht selten auf ebenem Terrain, wo dann zwischen den Weinstöcken allerlei Fruchtbäume, wie Aprikosen, Mandeln, Feigen, Granatäpfel u. a. stehen. Der Boden wird nach dem ersten Regen mit Pflug oder Hacke bearbeitet und, wenn im Februar die Stöcke beschnitten sind, wird die Erde noch wiederholt aufgelockert. Nachdem die Blüte vorüber ist und die Entwicklung eingesetzt hat, wird noch einmal der Stock gereinigt. Jetzt heißt es, die ganze Pflanzung sorgfältig zu bewachen. In allen größeren Weingärten findet sich daher die auch im Alten Testament wiederholt erwähnte Hütte, aus Zweigen oder Steinen erbaut. Hierin wohnt der Fellach während der Sommermonate mit seiner Familie und seinem Vieh und bleibt darin solange, bis im Herbste alles abgeerntet ist. Es gilt scharf aufpassen; denn schon die sauren Trauben sind den Arabern ein beliebter Genuß: sie verwenden dieselben als Zutat zu Speisen oder bereiten davon Salat. Ebenso sind

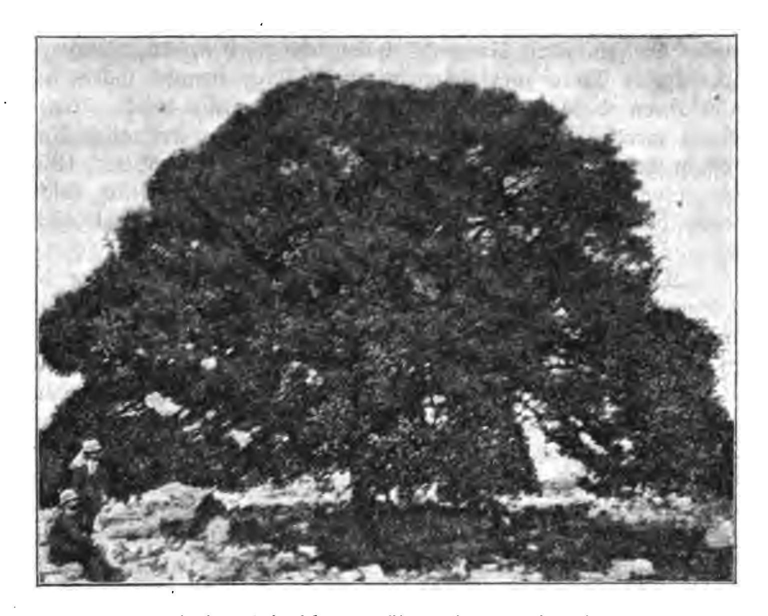
die Füchse gefürchtete Räuber. Man darf wohl sagen, was nicht bewacht wird, das wird einfach gestohlen. Vom Juli bis spät in den November währt die Ernte; die Trauben sowohl wie die einzelnen Beeren erreichen manchmal eine ungewöhnliche Größe; ein beträchtlicher Teil wird von den Fellachen zur Stadt auf den Markt gebracht. Im übrigen vergl. über die sonstige Verwertung Vortrag V.

Noch eine nicht geringe Zahl anderer Fruchtbäume wird heute in Palästina kultiviert. Im Bisherigen war schon genannt die Aprikose, die sich im eigentlichen Palästina allerdings nicht zu häufig findet; jedesfalls seltener als in Syrien, besonders bei Damaskus, wo ganze Felder von Aprikosenbäumen bedeckt sind. In Palästina kommt sie besonders in der Küstenebene vor, wo man ihr Bewässerung angedeihen lassen kann; aber auch hier und da im Binnenlande begegnet man ihr. Die Früchte werden zu Marmelade eingekocht oder auch zu Fladen gepreßt und getrocknet, und dienen dann zur Herstellung von Suppen oder Kompot.

Die Aprikose ist der biblischen Zeit unbekannt; ebenfalls der Orangen- und Zitronenbaum, wie der Bananen-, Birnen- und Pflaumenbaum. Vielleicht dürfen wir in diesem Zusammenhang auch noch den vor fünfzig bis sechzig Jahren eingeführten Feigenkaktus erwähnen. Da seine Früchte zu Salat verarbeitet werden, könnte er als Fruchtbaum angesehen werden. Hauptsächlich allerdings dient er wegen seiner unzähligen Stacheln zu Gartenhecken, wächst hier und da aber auch wild.

Unter den schon im Altertum bekannten Fruchtbäumen ist zunächst die Dattelpalme zu nennen. Sie hat im jüdischen Kultus eine Rolle gespielt (vgl. 3. Mos. 23, 40. Nehem. 8, 15. Joh. 12, 13). Die Bibel sowohl, wie Josephus und klassische Autoren rühmen die Palmen bei Jericho und am Toten Meer. Heute ist dies anders. Rühmenswertes läßt sich nur von den Dattelpalmen Gazas sagen; in Jericho sind sie fast verschwunden und, wo sie sich sonst finden, sind sie Zier-, nicht Frucht- oder gar Nutzbäume. Eine Zierde sind sie allerdings in hervorragendem Maße mit ihrem schlanken Stamm und den ständig sich leise im Winde schaukelnden Zweigen, vom vollen Sonnenlicht übergossen. Weiter sei der Granatapfelbaum hervorgehoben, schön durch seine Blüte, herrlich durch seine Frucht von wunderbar erquickender Säure; das Alte Testament nennt ihn mehr-

mals neben dem Feigenbaum (vgl. 4. Mos. 13, 23. 5. Mos. 8, 8). Die heutigen Fellachen haben ein Rätsel gebildet: „Was ist das: ein Trinkbecher, sein Inneres Perlen, sein Äußeres Kupfer?“ — Die Lösung lautet: der Granatapfel. Wir erwähnen ferner den Pistazien- und Mandelbaum, Apfel- und Nußbaum, Maulbeerfeige und Johannisbrodbaum. Der letztere findet sich im alten Testament nicht; aber vielleicht ist dies nur Zufall. Das



Ein Johannisbrodbaum, südwestlich von Jerusalem.

Evangelium spricht einmal (vgl. Luk. 15, 16) von seinen Früchten. Der Johannisbrodbaum verdient nicht nur seiner Schoten wegen, aus denen sich die Armen einen Brei bereiten, Beachtung, sondern auch darum, weil er infolge seiner dichten, dunkelgrünen Belaubung der schattigste Baum Palästinas und zugleich einer der schönsten ist.

Endlich sei bemerkt, daß man gegenwärtig Rosenkultur in Palästina fast nicht kennt, und daß auch dem Alten Testament diese Königin der Blumen unbekannt war. Sie scheint erst in

spätjüdischer Zeit ins Land gekommen zu sein. In den Apokryphen und im Talmud wird ihr Name, sowie die Herstellung des Rosenöls überliefert. Das wâdi-l-ward bei Jerusalem zeigt noch durch seine Bezeichnung als „Rosental“, daß hier einst Rosenkultur geblüht hat.

Gartengemüse, wie Blumenkohl, Porré, Zwiebeln, Pfeffer, Tomaten u. a. m. gedeihen, wo sich genügend Wasser findet, das ganze Jahr hindurch. Bei ihnen entschließt sich wohl auch der Fellach, gelegentlich Dünger in Anwendung zu bringen, und zwar Viehdünger. Nirgends habe ich gesehen, daß Blut geschlachteter Tiere zum Düngen von Gärten benutzt wäre; ein Verfahren, das im Talmud wiederholt angeführt wird. Neuerdings werden im Heiligen Lande von den Templern auch Kartoffeln gebaut. Einem Bericht der „Warte des Tempels“ 1880 ist zu entnehmen, daß man in Sarôna am 16. März solche legte, die am 16. Mai reif waren. Ein Morgen lieferte zirka 24 Ztr.; beim Verkauf brachten 6 Pfd. 45 Pfg.

Wie überall in der Türkei, steht auch in Palästina die Viehzucht auf sehr niedriger Stufe und ist darum für den Landwirt nur von geringer Bedeutung. Nach amtlicher Angabe ist die Zahl der Schafe und Ziegen im Qaḍâ Jerusalem 90000; Kenner der Verhältnisse schätzen darnach die wirklich vorhandene Menge des Kleinviehes auf 100000 Stück. Bei der rund 2000 qkm betragenden Bodenfläche des Qaḍâ kämen auf einen qkm 50 Stück. Über den Bestand des Rindviehes fehlt eine amtliche Zahlenangabe. Es dient in der Wirtschaft des heutigen Fellachen nur als Helfer bei der Arbeit auf Acker und Tenne; für die Milchproduktion kommt es kaum in Betracht. Erst in letzter Zeit nimmt die Rindviehzucht durch die deutschen Kolonisten, die auf wirkliche Pflege und rationelle Fütterung achten, einen neuen Anlauf. Als Grund für den augenblicklichen Tiefstand der Viehzucht in Palästina wird hauptsächlich das für ein Winterregengebiet stets charakteristische Fehlen der Wiesen angegeben. Weide ist allerdings auf den sich während der Regenzeit bildenden Matten vorhanden; sie ist an manchen Stellen des Landes, wie z. B. in der Ebene el-ebtêḥa sogar reichlich zu finden. Allein sobald die Regenlosigkeit einsetzt, ist es mit den Matten und ihrer Weide vorbei. Zunächst geben dann wohl noch die Stoppelfelder etwas Futter her; aber wenn auch dieses konsumiert ist, beginnt eine schlimme Zeit; in erster Linie für

das Rindvieh, während Schafe und Ziegen bei ihrer Genügsamkeit selbst dann immer noch eine, wenn auch kümmerliche Nahrung finden. Für diese Zeit des Futtermangels durch Heugewinnung vorzusorgen, ist fast unmöglich. Allerdings hat auch hier die Betriebsamkeit der deutschen Kolonisten Wandel zu schaffen unternommen, indem sie das Riedgras an den sumpfigen Stellen der Küstenebene als Heu zu verwerten suchen; von besonderer Güte ist dieses natürlich nicht.

Zu den Schwierigkeiten der Fütterung kommen hin und wieder eingeschleppte Viehseuchen, denen gegenüber das Verhalten der Regierung ein mehr als nachlässiges ist. Sie schickt nicht nur die Tierärzte erst, wenn das Übel schon einen bedeutenden Umfang angenommen hat, sondern sie trifft vor allem gar keine Maßregeln gegen weitere Verschleppung, so daß z. B. die letzte Viehseuche 1904/05 über zwei Jahre hindurch das ganze Land verheert hat. Es ist vorgekommen, daß Schlächter das Vieh aus verseuchten Gegenden für einen Spottpreis aufkauften und ungehindert damit über Land zogen. Man berichtet, daß damals auch die Kadaver gefallener Tiere zu Dutzenden um die Dörfer der Jesreelebene herum lagen und die Luft verpesteten. Die deutschen Kolonisten in Haifa haben sich in jener Zeit dadurch zu schützen versucht, daß sie ihr Vieh im Stall hielten und so gewissermaßen für sich eine Quarantäne herstellten.

Dieser Lage der Dinge entspricht natürlich die Milch- und Butterproduktion. Eßbutter gibt es nur in der Regenzeit, wenn das Vieh in reichlicher Weide steht. In dieser Zeit muß auch der Jahresbedarf an Kochbutter hergestellt werden. Durch Zusammenschmelzen von Butter, tierischen und Pflanzenfetten wird eine Masse erzeugt, welche bei Bereitung der Speisen verwandt wird, und an deren Geschmack man sich bald gewöhnt. Trotzdem sehr viel Milch für diese Kochbutterproduktion verbraucht wird, ist doch noch immer so reichlich davon vorhanden, daß sich Fellache wie Beduine an Süß- und Dickmilch laben können. Nach der Stadt wird von den Fellachen nur wenig verkauft; denn regelmäßige und pünktliche Lieferung ist für den bequemen, eingeborenen Landmann eine schwer zu leistende Aufgabe; auch verdirbt ihm die Milch zu leicht infolge der Hitze und der wenig sauberen Behandlung. Aber die Nachfrage wächst in einer Stadt, wie Jerusalem, von Jahr zu Jahr. Gegenwärtig liefern den Hauptbedarf das Syrische Waisenhaus, das Aussätzigen-

Asyl, das St. Annenkloster und einige jüdische Viehbesitzer in Jerusalem.

Wir haben Grund anzunehmen, daß es in biblischer und talmudischer Zeit mit der Vieh- und demgemäß auch mit der Milchwirtschaft besser gestanden hat. Auf die Zahlenangaben des Alten Testamentes bezüglich des Viehstandes Israels wollen wir wegen ihrer teilweisen Unsicherheit keinen Wert legen; aber es steht doch fest, daß Israel seiner Neigung zur Viehzucht, die es aus seinem Nomadendasein mitbrachte, auch in den Jahrhunderten seines Aufenthaltes im Lande Kanaan, treu geblieben ist. Mit welchem Erfolge, das beweist z. B. die wiederholte Erwähnung von Mastvieh; das beweisen Worte wie 1. Mos. 49, 12: „Judas Zähne sind weiß von Milch" und Hiob 29, 6: „Ich wate in Dickmilch". Es sind zwar beides Dichterworte, jenes aus sehr alter, dieses aus jüngerer Zeit, und zweifellos hyperbolisch. Aber selbst unter Anrechnung der poetischen Übertreibung zeugen sie doch für nichts weniger als eine geringe Milchproduktion. Die alte Zeit hat eben erfolgreicher, als die dekadente Gegenwart die Begünstigung, welche einzelne Gebietsteile der Viehzucht bieten, auszunutzen, und andrerseits die vorhandene Schwierigkeit des Klimas zu überwinden gewußt. Es ist eine naheliegende Vermutung, daß sie auf reichlichen Futtervorrat für die regenlose Zeit bedacht gewesen sein wird, und es ist eine aus dem Alten Testament wie dem Talmud zu beweisende Tatsache, daß sie Stallwirtschaft betrieb; einen eigentlichen Viehstall kennt der heutige Fellach überhaupt kaum (vgl. Vortrag II).

Ebenso ist wenig Erfreuliches über den Wald und seine wirtschaftliche Bedeutung im Lande der Bibel zu sagen. Wald war auch dort einst reichlich vorhanden, „wie denn durchweg die Länder des Mittelmeeres einst ein treffliches Waldgebiet gewesen sind und zum Teil in abgelegenen Gebirgsgegenden ihren alten Ruhm auch heute nicht verleugnen". Aber schon in der historischen Zeit des Altertums dürfte diesem Waldbestand in Palästina von den Menschen übel mitgespielt worden sein. Zwar wird es lange gedauert haben, bis es der verwüstenden Menschenhand gelungen ist, ihr Schandmal der schier unerschöpflichen Naturkraft aufzuprägen. Das alte Kanaan war jedenfalls waldreicher als das heutige. Aber dieses trägt das Schandmal in der Gegenwart unverkennbar. Was man heute

„Wald" nennt, verdient kaum diesen Namen; es ist ein lichter, vereinzelte, kleine Gruppen bildender Bestand von Eichen, Terebinthen, wildem Johannisbrodbaum, Akazien, Tamarisken, Weiden und Pappeln; sie finden sich am Jordan; im nördlichen Westjordanland mehr als im südlichen, und jenseits des Flusses wieder noch häufiger als diesseits. Die Eichen von Gilead, welche das Alte Testament zu rühmen weiß, gibt es auch heute noch; nur darf man sie sich nicht unseren Waldriesen gleich



Eine Gruppe von Terebinthen, nordwestlich von Jerusalem.

vorstellen; sie haben etwa die Größe unserer Weiden. Mehr noch trifft man die sogen. Macchien; und sie sind eigentlich das die Physiognomie der Landschaft bestimmende Element: ein Gebüsch und Gestrüpp, bestehend aus dem strauchartig verkrüppelten Nachwuchs der oben angeführten Bäume. Diese Macchien und der „Wald" gehen aber jetzt immer weiter zurück, wie aus dem Vergleich von älteren und neueren Schriften der Reisenden deutlich zu ersehen ist. Die Regierung tut nichts zum Schutze des noch Vorhandenen, geschweige daß sie neue Aufforstungen unternähme. Nur wo ein Baum oder eine

Gruppe solcher, alias „Wald“, den Bewohnern für heilig gilt, da ist ihre Vernichtung sicher ausgeschlossen. Im übrigen beseitigen Fellachen und Beduinen gleicherweise die Bäume, wo sie ihnen begehrenswert oder auch nur hinderlich erscheinen, und das von beiden hierfür angewandte Mittel besteht darin, den Stamm anzukohlen, von dem dabei noch ein beträchtlicher Teil verloren geht. Ziegen und Schafe fressen in Ermangelung anderer Weide die Triebe und Blätter des Buschwerks ab, und die Fellachenfrauen graben nach dessen Wurzeln, um sie in der Stadt als Feuerungsmaterial zu verkaufen. Kurz, neuer Waldwuchs kann gar nicht entstehen, da der alte mit der oben erwähnten geringen Einschränkung rettungslos einer unsinnigen Vernichtung preisgegeben ist.

Zum Schluß noch ein Wort über Jagd und Fischerei. Die letztere wird im Alten Testament nicht sehr häufig erwähnt, dagegen sprechen die Evangelien wiederholt vom Fischfang auf dem See Genezareth, der auch jetzt noch, im Vergleich zu dem Fischreichtum des Sees allerdings in mäßigem Umfang, betrieben wird. Ebenso ist in der Bibel nicht viel die Rede von der Jagd, die natürlich damals wie heute ausgeübt wurde: zur Vertilgung des Raubzeugs, wie um der Gewinnung des Wildprets willen. In letzterer Hinsicht bieten sich gegenwärtig der Fellachenflinte Hasen, Rebhühner und Gazellen, und da dieselben in der Stadt gern gekauft werden, verlegen sich manche mit besonderem Eifer aufs Waidwerk. Sie bedienen sich hierbei mannshoher, mit Gucklöchern versehener Schilde von der graubraunen Farbe des Erdbodens, von denen gedeckt, sie sich auf Schußweite an das Wild heranschleichen, um es dann mit Sicherheit zu erlegen. Beduinen und Fellachen jagen auch auf Eichhörnchen und Hyänen, die von ihnen gern gegessen werden. Das Wildschwein verschmähen sie meist als unrein; nur die ṛôr-Beduinen genießen auch dieses. Selbstverständlich kennt man keine staatlichen Fischerei- oder Jagdschutzgesetze.

V.

Das Geschäftsleben.

Nachdem wir im Vortrag IV der Ertragsfähigkeit des palästinischen Bodens für Acker- und Gartenkultur bereits ge-

dacht haben, sei hier zunächst darüber berichtet, was das Land an Mineralien herzugeben vermag. Es scheint nach neueren Untersuchungen, daß Palästina keineswegs arm ist an derartigen Bodenschätzen. Als in dieser Hinsicht besonders wichtig hat sich die Umgegend des Toten Meeres erwiesen, und sind die hier zu gewinnenden Produkte Schwefel, Asphalt und Asphaltkalke. Letztere kommen reichlich in nebi mûsa, an seinem nordwestlichen Ufer, aber auch an verschiedenen Stellen der judäischen Wüste vor, und sollen, nach einem deutschen Konsulatsbericht von 1902, ein erstklassiges Rohmaterial darstellen. Asphalt steigt bisweilen in größeren Stücken vom Meeresboden empor, von welcher Erscheinung schon Josephus berichtet, indem er sagt, daß Asphaltklumpen, an Gestalt und Größe Stierrümpfen gleichend, auf dem Wasser schwimmen. Dieses Mineral findet sich aber auch anstehend an mehreren Stellen des Ufers. Gleichfalls an diesem, und zwar vorzugsweise in der Nähe der Thermen, aber auch auf der lisân-Halbinsel begegnet Schwefel. In größerer Tiefe kann Petroleum gebohrt werden. Das Wasser des Toten Meeres lieferte schon im Altertum, wie heute noch, Kochsalz. Außerdem aber ist es ein vorzügliches Ausgangsmaterial zur Gewinnung von Chlorkalium und Chlormagnesium; hauptsächlich aber von Brom, als dem weitaus wertvollsten Produkte. Endlich gibt es hochprozentige Phosphate im Ostjordanland, in der Nähe von es-salt. Eine rationelle Ausbeutung aller dieser Naturschätze hat bisher nicht stattgefunden. Diesbezügliche Schritte, die von europäischen Handelskonsortien unternommen wurden, haben sich bisher immer, bei der Bemühung um eine Erlaubnis seitens der türkischen Regierung in Konstantinopel, unüberwindlichen Schwierigkeiten gegenübergesehen.

Bergbau, und zwar zur Gewinnung von Eisen, scheint man nach den Resten eines Bergwerks im Ostjordanland, am dschebel mir'âḍ, 1½ Stunden nördlich vom wâdi zerqa, zu schließen, im israelitischen Altertum betrieben zu haben. Vielleicht spielt der Dichter des Hiobbuches (vgl. 28, 1 ff.) auf diesen Bergbau an; vielleicht ist an ihn auch zu denken bei den Worten: „Du (Israel) ziehst in ein Land, dessen Steine Eisen sind“ (vgl. 5. Mos. 8, 9). Ibrahim Pascha ließ die dortigen Schachte sofort wieder eröffnen und ausnutzen, aber seit seiner Vertreibung ruht der Betrieb; es sind bisher nicht einmal Schritte getan, die Rentabilität eines erneuten Abbaues zu prüfen.

In diesem Zusammenhang sei endlich auf die nicht geringe Zahl von heilkräftigen, warmen Quellen verwiesen. Die am Toten Meer wurden schon genannt (vgl. auch Vortrag I, S. 27). Ihre Benutzung ist, gegenwärtig wenigstens, mit großen Unbequemlichkeiten verbunden, da es eine Unterkunft dort nicht gibt. Weit günstiger steht es damit bei den Thermen, etwa $^1/_2$ Stunde südlich von Tiberias, die von hier aus auf guter Fahrstraße ohne Mühe erreichbar sind, und wo der Genesungsuchende — und solche stellen sich besonders in den Monaten April und Mai nicht wenig ein — sogar mehrere Badehäuser findet. Die stärkste Quelle hat, ebenso wie eine der am Toten Meer gelegenen, eine Temperatur von ca. 60° C. Auch am nördlichen Ufer des unteren Jarmûk, in el-hamme, finden sich altberühmte Schwefelthermen mit zwei Bassins. Das Wasser des einen hat 30° C. Wärme und das des anderen, das gleichzeitig überdacht ist, soll bedeutend heißer sein. Besitzer ist der Sultan, der, wie es vor wenigen Jahren hieß, beabsichtige, hier ein modernes Bade- und Logierhaus errichten zu lassen. Da die Quellen jetzt leicht mit der Bahn zu erreichen sind und die Umgegend landschaftlich schön ist, so wäre es gewiß ein rentables Unternehmen.

Nächst den Bodenschätzen spielen bei der wirtschaftlichen Erschließung eines Landes die Verkehrsmittel eine wichtige Rolle. In dieser Beziehung wird es in Palästina, so darf man wohl gegenwärtig urteilen, von Jahr zu Jahr besser. Was zunächst die natürlichen und schon vom Altertum benutzten Verkehrswege betrifft, so ist ja — und zweifellos gilt das auch heute noch — der „Kulturwert der Küste recht gering". Haifa ist der einzige, wirklich brauchbare Hafen Palästinas und der andere Wasserweg, der Jordan, kommt, weil für die Schiffahrt unbrauchbar, hier überhaupt nicht in Betracht. Von den Karawanenstraßen, die wenigstens zum Teil noch in der Gegenwart benutzt werden, sei die von Damaskus nach el-'aqaba, am Rande der Wüste durch das Ostjordanland, führende erwähnt, die heute sogenannte Pilgerstraße. Außerdem die nach ihrer mittelalterlichen Bezeichnung als via maris bekannte, welche, ebenfalls von Damaskus kommend, den oberen Jordan überschreitet und durch Galiläa, bezw. die große Ebene, den Weg zum Meere sucht, um sich alsdann längs der Küste nach Ägypten zu wenden. Diese Straßen umgingen mehr das Land, und soweit die eine von

ihnen das nördliche Gebiet Palästinas kreuzte, brachte sie diesem doch nur einen geringfügigen Anteil am Zwischenhandel. Der südliche, judäische Teil war von der Teilnahme am großen Weltverkehr so gut wie ausgeschlossen. Von ihm sagt daher ein älteres geographisches Werk ganz richtig: „Seine Beziehung zur Küste wie zur via maris war und blieb gering.“ Heute ist das anders. Um mit dem letzten anzufangen: seit dem 26. September 1892 ist die Bahnlinie Jâfa—Jerusalem eröffnet; in jeder Richtung verkehrt täglich ein Zug und legt die Strecke von 87 km in ca. 3½ Stunden zurück. Abgesehen von der Eisenbahn, ist Jerusalem heute nach allen Windrichtungen hin mit Chausseen von recht gutem Zustande ausgestattet, die von Fuhrwerken, Reitern, Kameelkarawanen, hin und wieder auch von einem Radler belebt sind. Die Zeit der benzinduftenden Automobile wird auch hier nicht mehr fern sein. In den „Nachrichten für Handel und Industrie, zusammengestellt vom Reichsamt des Innern“, wird ihr Import bereits empfohlen. Die Straße von Jerusalem nach Bethlehem—Hebron wurde 1890 vollendet; kurze Zeit darauf die nach Jericho, wie die nach ʿên kârim. Die nach Jericho erfährt zurzeit eine Verbesserung, indem man ½ Stunde unterhalb vom chân ḥadrûr, um den steilen Abstieg ins Jordantal zu vermeiden, eine Abzweigung über nebi mûsa zum Toten Meer herstellt. Hierbei sei noch erwähnt, daß eine Fortsetzung der Straße Jerusalem-Jericho über den Jordan nach es-salṭ schon von der Regierung genehmigt ist. Auf diese Weise würde Jerusalem, da man dann von hier nach es-salṭ in einem Tage gelangen kann, der ḥedschâz-Bahn und damit Damaskus bedeutend näher gebracht. Die Straße nach Jâfa, die man übrigens auch von ʿên kârim aus erreichen kann, besteht schon seit längerer Zeit. Die jüngste unter diesen Verbindungen der Hauptstadt ist die nach nâblus, welche im Frühjahr 1904, allerdings noch nicht völlig vollendet, der Benutzung übergeben wurde. Dieser Verkehrsweg hat bereits lebenweckend gewirkt, indem mit Rücksicht auf ihn in dschifna, ʿên sînja und anderswo umfangreiche Gärten angelegt worden sind. An diese Straße ist ebenfalls eine Zweigchaussee angebaut, nämlich von el-bîre nach Ramallah. Gegenwärtig verbindet auch eine Chaussee Jâfa mit nâblus. Eine Fahrstraße mit regelmäßigem Wagenverkehr verknüpft Haifa mit Akko, ebenso Haifa über Nazareth mit Tiberias.

Es ist seitens der Regierung fest beschlossen, wenn auch vorläufig noch nicht durchführbar gewesen, von Jerusalem eine Bahn über nâblus nach Haifa zu leiten. Dadurch würde das judäische Bergland mit der Eisenbahnstrecke Haifa—Damaskus verbunden, und damit Jerusalem noch auf einem zweiten Wege dieser „Perle des Orients“ angenähert. Haifa—Damaskus ist jedenfalls der bedeutsamste Schienenstrang, über welchen Palästina zurzeit verfügt. Der Bau war von Haifa aus seitens einer englischen Gesellschaft 1883 in Angriff genommen, mußte aber schließlich infolge Geldmangels liegen bleiben. Vor wenigen Jahren, 1902, kaufte die Regierung den Engländern die bisherige Arbeit für 155000 engl. Pfund ab und förderte den Bau so, daß er streckenweis schon seit einem Jahr dem Verkehr übergeben ist. Die Bahn, auf der Haifas Zukunft ruht, läuft zunächst am Karmel entlang, biegt dann bei der altberühmten Opferstätte el-muḥraqa in die Jesreelebene ein, erreicht in el-'affûle die Station für Nazareth und führt darauf bei bēsân in zahlreichen Kurven zum Jordan hinunter, den sie, eine Strecke aufwärts fahrend, bei der Brücke dschisr el-medschâmi', wie bald darauf den Jarmûk auf neuerbautem Viadukt überschreitet. Alsdann berührt sie bei der Station samach das Südende des Tiberiassees. Hier ist am See ein Landungssteg hergerichtet, von dem aus man mit Boot Tiberias erreicht. Für den stillen See wird durch diese Verkehrserleichterung eine neue Zeit anbrechen. Die Bahn wendet sich indessen nach den heißen Quellen von el-ḥamme am Ausgang des Jarmûktales und ersteigt dann in vielen Windungen — zwölfmal überschreitet sie in dem engen Tal den Fluß — die Hochebene, um dann endlich in südöstlicher Richtung ihrer Endstation der'a zuzueilen, bei welcher sie in den Lauf der ḥedschâz-Bahn einmündet; im ganzen legt sie einen Weg von 160 km zurück. Die ḥedschâz-Bahn verbindet ihrerseits Damaskus mit dem Roten Meer. Sie ist offiziell für den Pilgerverkehr nach Mekka gebaut, gleichzeitig aber auch für die Türkei von großer strategischer Bedeutung. Erwähnt sei hier noch, wenn auch über den Rahmen unserer Darstellung hinausgehend, die Bahn, welche seit wenigen Jahren von Damaskus über den Libanon nach Beirut führt. Sie, wie die heute von Damaskus nach Haifa gehende Bahn, haben der alten via maris den Garaus gemacht, oder, wenn dies im Augenblick noch nicht vollständig geschehen

ist, ihr doch eine todbringende Konkurrenz eröffnet. Der romantisch gerichtete Altertumsfreund mag dieses Aufkommen moderner Verkehrsmittel und den damit verknüpften Verfall altehrwürdiger Wege des Welthandels beklagen; es wäre aber ganz verkehrt, wenn der christliche Missionar in solche Klage mit einstimmen wollte. Wer einem Volke sittlich-religiöse Güter zu bringen unternimmt, der muß auch auf die wirtschaftliche Hebung dieses Volkes bedacht sein. Denn beides steht in engster Wechselwirkung miteinander.

Zu den Eisenbahnen gesellt sich das Telegraphennetz. Im Zusammenhang mit der ḥedschâz-Bahn verbindet heute der elektrische Funke Damaskus mit el-ʻaqaba am Roten Meer, natürlich auch Damaskus mit Haifa und Beirut; Jerusalem mit Jâfa usw. Telephonische Verbindungen gibt es noch nicht. Gegen diese bewahrt die türkische Regierung weiter ihre Abneigung. Allerdings sind geringe Zeichen eines Fortschrittes auch hier unverkennbar; seit einem Jahre ist der Import von Haustelephoneinrichtungen freigegeben!

Neben dem Telegraph besteht die Post. Über die türkische Post werden manche bösen Urteile gesprochen, zum Teil beruhen sie unleugbar auf Erfahrung. Solchen schlimmen Erlebnissen stehen aber auch gute gegenüber; daher ist sie vielleicht doch besser als ihr Ruf. Die zwar nur seltenen Male, wo ich die türkische Post in Anspruch genommen habe, hat sie sich als zuverlässig erwiesen, und diese meine Erfahrungen haben, wie ich bestimmt weiß, auch andere gemacht. — Während der Telegraph ausschließlich in Händen der türkischen Regierung ist, muß diese es — allerdings unter Protest ihrerseits — ertragen, daß andere Nationen in ihrem Reiche Postgeschäfte betreiben: Deutsche, Österreicher, Franzosen und Russen. Deutsche Postämter gibt es in der Türkei zu Konstantinopel, Smyrna und Beirut; speziell in Palästina in Jâfa und Jerusalem; das letztere seit dem 1. März 1900. In Konstantinopel hat die deutsche Reichspost die Genugtuung, den protestierenden „Beherrscher der Gläubigen" selbst zu ihren Zeitungsabonnenten zu zählen; andererseits aber lehnt die Regierung doch die Beförderung der fremden Posten mit der Bahn Jâfa—Jerusalem ab. Deshalb haben das deutsche und das französische Postamt in Jerusalem, auf gemeinsame Kosten, eine Postwagenverbindung, unter dem Schutz ihrer Kawassen, zwischen den beiden genannten Städten ein-

gerichtet. Die deutsche Post hat außerdem für den Paketverkehr nach Orten des Landes, wo sie kein amtliches Büro unterhält, Abmachungen mit zuverlässigen Spediteuren getroffen, die jenen Verkehr vermitteln, so daß sie auch nach Stationen, wie Gaza, Askalon, Asdod, Hebron, Bethlehem, Ramallah, nâblus, Nazareth, ja sogar nach es-salt Pakete zu befördern in der Lage ist.

Die wirtschaftliche Kraft Palästinas beruht auf den Erzeugnissen seines Bodens, in erster Linie also auf der Landwirtschaft im weitesten Sinne des Wortes. Wie steht es nun zunächst mit der Rentabilität des Ackerbaues? — Hier ist Licht und Schatten noch recht ungleich verteilt. Neben den Latifundienbesitzern der Jesreelebene finden wir die Kleinbauern; unter letzteren ist ein großer Unterschied zwischen einem, etwa aus der gesegneten Gegend von mês in Obergaliläa, und einem der armen Gebirgsdörfer nördlich von Jerusalem. Zwar stehen sie alle unter der furchtbaren Geißel des türkischen Steuersystems; aber während jene sich dem Übel gegenüber zu salvieren fähig sind, ist der letztgenannte, eben wegen seiner Mittellosigkeit, ihm rettungslos preisgegeben.

Die hier in Betracht kommende direkte Steuer ist der sogenannte „Zehnte" von den Erträgen des Acker- und Gartenbaues, in Wirklichkeit werden ca. 12% erhoben. Diese Abgabe wird von der Regierung verpachtet. Zum Verpachtungstermin des Zehnten eines Dorfes, etwa aus der Umgegend Jerusalems, finden sich im städtischen Verwaltungsrate die Dorfschulzen, deren es gewöhnlich zwei bis fünf gibt, ein; dazu kommen irgend welche Leute, die zu bieten beabsichtigen. Sie alle müssen erst einen Vermögensausweis vorlegen, damit die Regierung Sicherheit über die ihr gebotene Steuersumme erhält. Nachdem dann die Leistungsfähigkeit des Dorfes festgestellt ist, werden zunächst die Dorfschulzen gefragt, ob sie diese Summe sogleich erlegen wollen. Wären sie immer untereinander einig, so würde es gar nicht schwer sein, gleich hier der Verhandlung ein Ende zu machen durch Zahlung der Summe, die nachher durch verständige Repartierung eingebracht werden könnte. Gewöhnlich aber sind sie nicht einig, denn Gemeinsinn kennen sie kaum. Inzwischen ist ein höheres Angebot gemacht, und auch jetzt noch steht den Dorfschulzen das erste Recht auf dieses höhere Angebot zu. Aber leider lassen sie es nicht selten verloren gehen. Dann wird eine Pachtsumme geboten und gezahlt, die

weit über die Steuerkraft der Gemeinde hinausgeht, und bei welcher der Pächter doch seinerseits auch noch verdienen will. Man kann sich leicht ausmalen, wohin dieses Besteuerungsverfahren führen muß. Der Europäer ahnt aber gar nichts von den vielen kleinen, großen Chikanen, welche mit der Praxis verbunden sind. — Die Erträge der Felder werden auf der Dorftenne abgeschätzt; hier müssen sie nach dem Ausdreschen so lange liegen bleiben, bis sich der Steuerpächter zum Abschätzen einstellt, was auf Bitte der Gemeinde meistens im August geschieht. Ein Geldgeschenk pflegt dieser Bitte Nachdruck zu verleihen. Der Pächter folgt ihr, beritten und von einem Diener, ebenfalls zu Pferde, begleitet. Während des Einschätzungsgeschäftes müssen beide, samt den Tieren, vom Dorf unterhalten werden. Manchmal aber läßt der Pächter absichtlich auf sich warten, und der Fellach muß — vielleicht weil ihn schon andere Verpflichtungen drücken — etwas von der Ernte nehmen, indem er es dem Vertrauensmann des Pächters vorweist. Jetzt kommt dieser selbst, und das Weggenommene wird weit höher in Anschlag gebracht, als es tatsächlich gewesen ist. So wird manchem nicht nur der offizielle Zehnte, sondern der Achte, der Sechste, ja die Hälfte fortgenommen. Der Fellach hat in solchem Falle das Recht zu klagen; dabei kommt aber nichts heraus, da erstens die Regierung ihre hochzahlenden Pächter unterstützt; und zweitens dieser Pächter nicht selten ein Regierungsbeamter ist; zwar nicht direkt — das ist gesetzlich verboten —, aber durch eine Zwischenperson. Es ist bei dieser Lage der Dinge begreiflich, daß Großgrundbesitzer und wohlsituierte Gemeinden in fruchtbaren Gegenden, wenn sie mit dem Steuerpächter — dem Zöllner und Sünder des Evangeliums — zu tun haben, sich diesen leichter gefügig machen können, als arme Gemeinden, und dann trotz seiner noch zu ihrem Vorteil gelangen; jene werden durch ihn nur immer tiefer in Schulden hineingetrieben: der freie Kleinbauer wird zum Frohnknecht des Steuerpächters. — Dieselbe Praxis der Besteuerung herrscht bezüglich des Gartenbaues, nur daß hier das Gesetz selbst noch allerlei Härten einschließt. Die Steuer wird nämlich nach der Zahl der Bäume erhoben, ohne Rücksicht darauf, ob sie schon tragfähig sind oder nicht; desgleichen wird die Größe des Wein- und Gemüselandes abgeschätzt, ohne nach dem wirklichen Ertrag des einzelnen Jahres zu fragen. Kein Wunder, daß ein Fellach, einmal in Zahlungs-

schwierigkeiten geraten, seine Ölbäume umhaut, und das Holz an einen Jerusalemer Tischler verkauft. Dadurch rettet er wenigstens etwas Geld für sich und entgeht dem Steuerpächter.

Von anderen Steuern, die auf den Fellachenschultern lasten, sei hier noch die Tiersteuer genannt: Schafe und Ziegen kosten pro Stück und Jahr 4½ Piaster (1 Piaster = 16—18 Pfennige), Bienen pro Stock und Jahr 6 Piaster. Die sonstigen Haustiere sind steuerfrei. Doch darf dabei der Wegsteuer nicht vergessen werden: für Lasttiere zahlt man pro Esel 1 Piaster, pro Kameel das Doppelte; für Lastwagen, pro Pferd 6 Piaster. Dazu kommt die Abgabe für Herstellung und Erhaltung der Chausseen, für jeden männlichen Kopf der benachbarten Dörfer 16 Piaster.

Trotz aller genannten Schwierigkeiten scheint es nach neueren Berichten mit der Bodenkultur im Heiligen Lande seit etwa ein bis zwei Dezennien allmählich vorwärts zu gehen; das Beispiel der ausländischen Kolonisten übt nach und nach seine Wirkung. So wird mitgeteilt, daß die bebaute Bodenfläche von Hebron bis Jerusalem beständig wachse. Selbst die Beduinen nehmen an diesem Aufschwung teil. Von den sieben Brunnen in Bersaba hat ein Schêch der Azâzime-Stämme fünf wieder herstellen und mit Schöpfanlagen versehen lassen. Da er das Werk ohne Genehmigung der Regierung ausführte, holte man ihn nach Gaza ins Gefängnis, aus welchem er aber, nach Zahlung von 6000 Frcs., bald entlassen wurde. Ein deutscher Konsulatsbericht, Haifa 1902, meldet von dem „fühlbaren wirtschaftlichen Aufschwung Galiläas“ und notiert als Ackerland von Haifa und den fünfzig Dörfern der Umgegend eine Fläche von 296 460 000 qm. Dieselbe ergab von den dort hauptsächlich gebauten Getreidearten 21 347 Tons, gegen Vorjahr 19 704 Tons; es heißt dann weiter: „Das ist im Vergleich zur Größe und Fruchtbarkeit immer noch viel zu wenig; aber man muß sich wundern, daß der einheimische Bauer bei seiner drückenden Lage überhaupt noch fähig ist, so viel zustande zu bringen“. — Jenseits des Jordan, in dem quellenreichen Gebiete von ma'ân, hat die Regierung selbst eine große Zahl neuer Ansiedlungen, vermutlich von Tscherkessen, genehmigt. Also aus Süd und Nord, West und Ost kommen die Anzeichen eines wirtschaftlichen Aufschwunges.

Freilich muß man sich, angesichts solcher Nachrichten, vor Optimismus hüten; denn es fehlt doch noch manches und wich-

tiges zu einer rationellen Wirtschaft. Ein großes Manko liegt in dem Menschenmaterial selbst, dem arabischen Fellachen. Zwar besitzt er eine vorbildliche Anspruchslosigkeit in der Lebensführung und dazu, infolge Gewöhnung, eine beneidenswerte Fähigkeit, die Schwierigkeiten des Klimas zu ertragen; aber was er nicht besitzt, und was ihm kaum anzuerziehen sein dürfte, ist die Ausdauer: er ist kein Arbeiter. Außerdem — das ist aber das kleinere Übel — betreibt er seine Landwirtschaft noch heute mit den primitivsten Mitteln, nach uralter Methode. Die Regierung müßte Ackerbauschulen und dergl. gründen, um hier von Grund aus Wandel zu schaffen. Im Vortrag IV, das Landleben, sind diese Dinge, soweit sie speziell den Ackerbau betreffen, schon behandelt worden. Hier noch einige weitere, sehr lehrreiche Beispiele.

Zunächst das der Ölproduktion. Nachdem die Oliven zehn bis vierzehn Tage, etwa auf dem Dache des Hauses, wie man sagt, zum Zwecke des Gährens, gelagert haben, kommen sie in die Ölpresse. Diese, die das Alte Testament noch nicht zu kennen scheint — es spricht nur von Ölkeltern — und erst der Talmud erwähnt, besteht aus einem wagerecht liegenden, runden Stein von gewaltiger Schwere. Er hat eine schalenförmige Vertiefung, in der sich, senkrecht stehend, ein breiter Mühlstein, von Menschen oder einem Zugtier in Gang gesetzt, bewegt. In diesem Gerät werden die Früchte zu Brei gemahlen, der in binsengeflochtenen Körben unter eine zweite, eigentliche Presse gebracht wird, von welcher aus dann das Öl in eine zementierte Zisterne, kleineren Volumens, läuft. Von hier aus kommt es nachher zur Verwendung. Daß bei dem ganzen Prozeß wenig von Sauberkeit, geschweige von irgend welchen hygienischen Rücksichten die Rede sein kann, ist natürlich. Dementsprechend ist auch das Resultat, „ein trübes Öl von üblem Geruch und ranzigem Geschmack". Ein Teil wird im Haushalt zum Essen und Brennen, ein weit größeres Quantum aber zur Seifenfabrikation benutzt. Hierbei finden die Preßrückstände als Feuerungsmaterial Verwertung. Nach dem deutschen Konsulatsbericht, Haifa 1903, wurden in diesem Jahre bei reichlicher Ernte im Haifaer Gebiet 800000 kg Öl gewonnen, die zur Hälfte zum Export kamen, besonders nach Amerika. Der Konsulatsbericht, Jâfa 1905, einem günstigen Jahre, meldet eine Ausfuhr von Olivenöl (einschließlich

der Ernte von nâblus) von 2700 Tons im Werte von 1755000 Frcs. Schon das Alte Testament weiß von Ölexport zu berichten, vorwiegend nach Tyrus (vgl. 1. Kön. 5, 25. Ez. 27, 17, 17. Esr. 3, 7), aber auch nach Ägypten (vgl. Hos. 12, 2). Das heute zur Ausfuhr gelangende Öl ist, wie seine Herstellung erwarten läßt, von geringer Qualität, keinesfalls feines Speiseöl. Letzteres wird zurzeit nur von deutschen Kolonisten in geringem Maße für den eigenen Bedarf hergestellt, während in Lydda eine größere Anlage für Ölpresserei im Bau begriffen ist. Das Land liefert, wie man sieht, an sich gutes und reichliches Material, aus dem aber, wegen einer technisch noch ganz rückständigen Ausbeutung, nicht annähernd das gewonnen wird, was wirklich möglich wäre.

Noch schlimmer steht es mit der Honigproduktion. Ob man im alten Israel schon Bienenzucht gekannt hat, läßt sich weder aus dem Alten Testament, noch aus Josephus mit Sicherheit ersehen; dagegen erwähnt sie der Talmud. Heute trifft man wohl hin und her in den Dörfern Bienenstände von primitivster Art: als Stock dienen längliche Tonkruken, die vorn ein Flugloch von ca. 2 cm Größe und hinten einen mit Lehm verschlossenen Deckel haben. Bei der jährlich einmaligen Entnahme des Honigs werden die Waben und nicht selten auch die Völker zerstört. Der Ertrag ist ein minimaler. Nach einer mir zu Gebote stehenden Angabe liefert ein Stock etwa 5 kg Honig und 1 kg Wachs; was davon zum Verkauf kommt, ist unbedeutend; qualitativ wird es von einzelnen geschätzt. Was aber in der Bienenwirtschaft geleistet werden kann, dafür ist von seiten der fremden Kolonisten ein Beleg gebracht, den wir um des Kontrastes willen schon an dieser Stelle behandeln wollen. Im Jahre 1849 wanderte eine Schweizer Familie namens Baldensperger ein und siedelte sich in 'artâs, 11 km südlich von Jerusalem, an. Der Vater der Familie erwarb von Eingeborenen einige Stöcke, mit denen er selbst zunächst noch wenig Erfolg erzielte. Seine fünf Söhne setzten die Sache fort, brauchten aber auch noch eine Reihe von Jahren, ehe sie etwas erreichten. Da entschlossen sie sich 1883, die Bienen von einem Orte zum andern zu bringen; zuerst nach Ramle, wo ihre Völker die Aprikosen- und Mandelblüte im Februar ausbeuteten. Von dort ging es nach Jâfa zur Orangenblüte, und zwar trugen Frauen die Bienen, jede einen Stock auf ihrem Kopfe,

den ganzen Weg von 20 km. Auf diese Weise erzielte man im April eine Ernte von Orangenblütenhonig, das war die zweite im Jahre. An einem dritten Ort wurde eine solche von Kaktus- und Akazienblüten, an einem vierten eine von Bananen und wildem Thymian eingeheimst. Im folgenden Jahre war das Resultat noch besser, da man allein in Jâfa in einem Monat von fünfzig Stöcken 6000 Pfd. Honig gewann. Natürlich waren dabei und sind auch jetzt noch mancherlei Schwierigkeiten zu überwinden. Die erste derselben bereitete die Regierung, indem sie, auf diese Erwerbsquelle aufmerksam geworden, dieselbe natürlich besteuerte; zuerst geringer, dann höher. Eine weitere Abgabe fordern die Schêchs der jedesmal benachbarten Dörfer, sonst werden die Bienen gestohlen; um diesem vorzubeugen, muß etwa $^1/_{10}$ der Ernte verschenkt werden. Endlich ist gegen natürliche Feinde der Biene anzukämpfen, wie Hornissen, Sperlinge und Schwalben, Dachse, Ratten und gewisse Arten von Eidechsen. Um alle diese Hemmnisse glücklich zu überwinden, ist eben die Geduld und Ausdauer eines deutschen Kolonisten die unerläßliche Bedingung. Einem amerikanischen Konsulatsberichte, Jerusalem 1900, zufolge liefert ein Stock im Jahr durchschnittlich einen Zentner Ertrag; der palästinische Honig ist sehr gewürzig und findet vorzugsweise Absatz nach der Schweiz, Deutschland und Großbritannien.

Palästina ist aber nicht nur ein Land des Honigs; es gehört auch zu den bedeutendsten Weinländern der Erde. Schon das alte Israel hat Wein gebaut. Sein nationalökonomisches Ideal war ja, „daß ein jeder sitze unter seinem Weinstock und Feigenbaum". Der weinverschmähende Islam hat diese Kultur zunächst wohl stark eingeschränkt, indessen heute baut der Fellach wieder Wein. Er bringt die reifen Trauben auf den Markt, die auch von Moslems genossen werden, oder verarbeitet seine Ernte zu Rosinen oder Traubenhonig, wovon er gewisse Quanten auch wohl exportiert. Was wieder auf diesem Gebiete geleistet werden kann, werden wir später sehen (vgl. übrigens Vortrag IV).

Neben der Landwirtschaft spielt in Palästina die Industrie eine untergeordnete Rolle von fast nur lokaler Bedeutung. Ja, vielleicht darf man das Wort „Industrie" hinsichtlich des folgenden garnicht gebrauchen.

Über Bergbau war schon eingangs die Rede. Neben ihm

steht die Seidenzucht, die neuerdings auf palästinischem Boden wieder aufgenommen wird, nämlich in der Jesreelebene und in einigen Judenkolonien Galiläas. Hier ist eben erst ein, wie ich von glaubwürdiger Seite erfahre, glücklicher Anfang gemacht.

Was nun die industrielle Betätigung der eigentlichen Eingeborenen betrifft, so dürfte kaum ein Fortschritt gegenüber dem Altertum zu verzeichnen sein; im Gegenteil, wir beobachten hier und da wohl sogar einen Rückschritt. Zwar nicht in dem Sinne, als wäre der Betrieb im alten Israel quantitativ großartiger gewesen — Fabriken, wie bei den Babyloniern, hat man im palästinischen Altertum nie gekannt; aber es fehlt heute manche Fertigkeit, über welche jene Zeit verfügte.

Indem wir uns in diesem Abschnitt nur an das Wesentliche halten — nicht etwa sämtliche Berufsarten aufzählen — beginnen wir mit der Weberei und Töpferei. Beide werden, wie in alter Zeit, so heute noch überall auf dem Lande von den Frauen ausgeübt (vgl. Vortrag II und III). Die letztere findet man wohl in allen Städten handwerksmäßig betrieben; aber als Hauptort für beide darf mit gutem Rechte Gaza gelten. Hier werden auf vierzig bis fünfzig Webstühlen die landesüblichen ʻAbâjen aus Schafwolle, wie auch Zeltteppiche und Säcke hergestellt. Ebensoviel Färber besorgen das Färben der Stoffe. Fast in gleichem Umfange besteht in Gaza die Töpferei, wozu die Ebene den Ton besonders reichlich liefert; man verfertigt Wasserkrüge in allen Größen und Hohlziegel für Kuppelkonstruktionen. Die Arbeitsweise ist noch ganz die des Altertums, mit Hilfe der Drehscheibe; nur daß die heutigen Töpfer sich nicht mehr auf das Glasieren der einzelnen Stücke verstehen. In Gaza bringt man die Gefäße noch naß in den Brennofen und läßt die Hitze nur langsam ansteigen; dann wird der Abzug des Rauches — man heizt mit feuchtem Stroh und Mist — verschlossen, so daß der Ton durch und durch schwarz wird. Zum Teil werden diese geschwärzten Gefäße noch mit phantastischen Linien in roter Farbe verziert. Die Käufer geben ihnen, der vermeintlichen größeren Haltbarkeit wegen, vor den aus rötlichem Ton gefertigten den Vorzug. Nach Fertigstellung werden sie — etwa je fünfzig — in ein großes Netz verpackt, immer zwei solcher Netze werden auf ein Kameel geladen, und mit ihnen zieht der Detailhändler durchs Land.

Wie Gaza darf Hebron als „Industrieort“ bezeichnet werden. Hier, und zwar ausschließlich hier, brennt man, allerdings nur in den Wintermonaten, Glaswaren. Es sind mehr Schmuck- als Gebrauchsartikel; in erster Linie bunte Finger- und Armringe, ferner Teller, sowie allerlei kleine Krüge und Flaschen. Auch hier liegt insofern ein Rückgang vor, als man das Rohmaterial nicht mehr selbst bereitet, sondern als solches die Glasscherben verarbeitet, die von überall her zusammengebracht werden. Nachdem sie geschmolzen, wird ihre erkaltete Masse in Stücke geschlagen und in den eigentlichen Schmelzofen, einen eisernen Kessel, gebracht. Aus diesem wird das flüssige Glas mit langen, eisernen Stangen entnommen und dann die verschiedenen Artikel, wieder durch verschiedene Werkzeuge, hergestellt. — Mehr dem praktischen Leben gilt die Erzeugung von Wasser- und Ölschläuchen, für die Hebron ebenfalls der Hauptort ist. Man benutzt hierzu Ziegenfelle, die mit Eichenlohe gefüllt und zwei bis drei Monate der Sonne ausgesetzt werden. Zum Schluß gibt man ihnen mit einer teerartigen Flüssigkeit einen Anstrich, was die charakteristische schwarze Färbung hervorruft. Es ist ein wenig sauberes, mühsames und langwieriges Geschäft; und trotzdem stellt



Wasserträger.

sich schließlich der Preis eines solchen Schlauches auf höchstens 30 Piaster. Unser Bild zeigt einen Wasserträger mit zwei gefüllten Schläuchen auf dem Rücken.

In einzelnen judäischen Dörfern wird ein anderer wichtiger Gebrauchsartikel gefertigt, die Strohmatten zum Belegen der steinernen Fußböden. Sie werden aus Binsen geflochten, welche die Bewohner von Bethanien und abu dîs aus dem Jordantal, die von Lydda und jehûdie aus dem ʻaudsche-Flusse oder den benachbarten Sümpfen entnehmen. In früher Morgenstunde schon kommen sie, die fertigen Waren auf dem Kopfe tragend, nach Jerusalem auf den Markt.

In verschiedenen Städten, wie Gaza, Lydda, Jâfa, Haifa, Jerusalem, nâblus finden sich Seifensiedereien. Ein deutscher Konsulatsbericht, Jâfa 1906, bezeichnet die Seifenfabrikation der Eingeborenen als die „Hauptindustrie des Bezirkes". Auch sie ist nur während der Wintermonate im Gange. Das Rohmaterial ist Olivenöl, ferner Kalk, den die Gebirgsfellachen, und Kaliasche, welche die Beduinen der Jordanebene durch Verbrennen der Kaligebüsche liefern. Als Feuerung dienen die Olivenkerne. Bei dem primitiven Herstellungsmodus ergibt sich nur eine recht gewöhnliche Seife, die übrigens stark nach Ägypten exportiert wird. Auch in dieser Branche liefert ausschließlich ein deutscher Kolonist in Haifa feine Ware, die sehr beliebte, sogen. Karmelseife.

Hier und dort im Lande wird von den Fellachen noch das Kalk- und Kohlenbrennen betrieben, Gewerbe, die gar keine Kosten verursachen, da die Natur das gesamte erforderliche Material ausgiebig darbietet. Zum Kalkbrennen vereinigen sich mehrere Fellachen und suchen zunächst auf dem Gebirge irgendwo alle Dornsträucher in mächtigen Haufen zusammen. Dann bauen sie, halb in, halb über der Erde, einen 6 m hohen, runden Ofen, mit einem Feuerloch im Westen. Dieser Ofen wird ganz mit Kalksteinen gefüllt, darauf die Dornsträucher hineingeschoben und nun damit zehn Tage hindurch geheizt. Eines Tages zerspringt oben auf der Spitze des Ofens der Schlußstein und die Arbeit ist getan. Der Preis des Kalkes schwankt; durchschnittlich dürfte der Zentner 1 Mk. kosten. Das Kohlenbrennen ist etwas rentabler. Da in den Städten fast nur mit Holzkohlen gekocht wird, so sind sie ein begehrter Artikel. Im Sommer stellt sich der Preis eines Zentners

durchschnittlich auf 1 1/2 Mark, im Winter auf 2 Mark und mehr.

Zum Schluß sei hier der sogen. „Fremdenindustrie" gedacht, wie sie in Jerusalem und Bethlehem herrscht. Dabei soll an dieser Stelle nicht von den europäischen Hotels die Rede sein, sondern nur von der Fremdenindustrie, soweit daran Eingeborene beteiligt sind. In Jerusalem gehören dazu die Reittiervermieter, die Mukâris; dann die Droschkenkutscher, zum größten Teil Juden, endlich die Fremdenführer oder Dragomans. Neben allen diesen sind nun aber hier, und auch in Bethlehem, die vielen fleißigen Hände zu nennen, welche für die europäischen und amerikanischen Touristen die bekannten Palästinaerinnerungen herstellen: Olivenholz- und Perlmutterarbeiten. Für die letzteren wird das Rohmaterial vom Roten Meer und Indischen Ozean herbeigeschafft, kommt aber auch neuerdings schon in vorgearbeiteter Gestalt aus Österreich oder Amerika. Dosen, Kreuze, Medaillons mit biblischen Darstellungen, Rosenkränze u. a. werden daraus gearbeitet.

Schon seit einigen Jahren gehen einzelne Leute aus Bethlehem mit solchen Waren ins Ausland, besonders nach Amerika. Dieser und jener von ihnen ist wohl auch mit einem erklecklichen Gewinn aus dem Verkauf seiner Sachen heimgekehrt, und wird daher die Neigung auszuwandern von Jahr zu Jahr größer; nicht nur Bethlehemiten, auch Haifaner und Galiläer verlassen die Heimat und richten ihre Schritte gewöhnlich in das Land „der unbegrenzten Möglichkeiten". Da die Regierung dies auf jede Weise zu verhindern sucht, so werden, um fortzukommen, allerlei Listen angewendet.

Dieser heutigen Bewegung steht seit Dezennien eine andere, die der Einwanderung, gegenüber. Sie erstreckt sich, wenigstens vorwiegend, auf das südliche Palästina.

Das Bombardement von Akko im Herbst 1840 seitens der vereinigten Flotten Englands, Österreichs und der Türkei und die Vertreibung der Ägypter aus Palästina hat für dieses Land eine neue Zeit heraufgeführt (vgl. noch Vortrag VII).

Die wichtigsten Daten aus dieser Einwanderung in der Neuzeit sind für uns folgende:

Im Jahre 1846, am 30. Oktober, kamen die ersten Chrischona-Brüder, von Spittler aus Basel, dem Begründer des Kollegiums von St. Chrischona, gesandt: Schick, der nachmalige

Dr. und Baurat, und Palmer, zwei deutsche Handwerker, die im „Brüderhaus“ zu Jerusalem junge Eingeborene in ihrem Beruf unterweisen und dabei zugleich religiösen Einfluß auf dieselben ausüben sollten. Es folgten bis 1848 weiter ein Prediger Müller und der schon erwähnte Baldensperger. Das Unternehmen blieb ohne rechten Erfolg. Die vier Genannten traten aus, andere Hausgenossen wieder ein. Am 8. Oktober 1854 kam der bisherige Hausvater von St. Chrischona, Schneller, und übernahm die Leitung des „Brüderhauses“. Unter ihm entwickelte sich dieses zu der allbekannten Anstalt des Schnellerschen Syrischen Waisenhauses, das als solches, nach den Christenmassakres im Libanon 1860, am 11. November desselben Jahres gegründet wurde. Seine Zöglinge werden, natürlich neben der geistlichen Beeinflussung, in Ackerbau und verschiedenen Handwerksarten unterrichtet. Von hieraus wurde 1889 eine Zweiganstalt, die Ackerbaukolonie bîr sâlem, südwestlich von Ramle, 585 ha, ins Leben gerufen.

Eine zweite ebenfalls von Süddeutschland und zwar von Württemberg ausgegangene Kolonisationsbewegung ist die „der Jerusalemsfreunde“ oder „des Tempels“, deren Stifter Christoph Hoffmann ist. Ihm zur Seite standen u. a. Hardegg und Lubeck. Sie fanden die leitenden Ideen für den religiösen und sozialen Ausbau der christlichen Gemeinde in den Prophetenschriften des Alten Testamentes. Darnach meinten sie, zunächst im „Lande der Verheißungen“ eine Idealgemeinde aufbauen zu müssen, von welcher alsdann die Gesamtgemeinde Jesu Christi neue Anregung empfangen sollte. Im Jahre 1868 kamen Hoffmann und Hardegg mit ihren Anhängern nach Palästina und gründeten hier in kurzer Zeit eine Reihe von Kolonien, die erste in Haifa, bald darauf eine zweite in Jâfa auf dem Grund und Boden der verkrachten Ansiedlung des Amerikaners G. J. Adams, des Stifters von „The Church of the Messiah“. Templerkolonien gibt es heute in Haifa, in Jâfa und Umgegend (Sarôna und Wilhelma) und in Jerusalem mit im ganzen 1500 Seelen. Sie treiben Acker-, Wein- und Orangenbau; in Jerusalem Handel und Gewerbe. Das vielen Reisenden rühmlich bekannte Lloyd-Hotel daselbst ist in den Händen einer Templerfamilie.

Eine numerisch um vieles bedeutendere Einwanderung stellen weiter die Judenkolonien dar, deren Zahl seit dem

Jahre 1870 in ständigem Wachsen begriffen ist. Es gibt nach den neuesten Nachrichten 25 solcher Kolonien, in Judäa, Samaria, Galiläa und im Ostjordanland, mit nahezu 5000 Einwohnern und einem Flächenraum von 28508 ha. Einige unter ihnen sind von den Rothschilds begründet, bezw. unterstützt, jetzt aber der Jewish Colonisation Association in Verwaltung übergeben worden, z. B. rischōn le-ṣijjôn bei Jâfa; mazkeret bitjâ, auch Ekron genannt, südwestlich von Ramle; zikrōn ja'aqôb, ursprünglich zammarîn, bei Haifa; jesūd hamma'alâ (vgl. Esr. 7, 9) bei Safed, eben dort rōsch pinnâ, zwischen Safed und dem Jordan; qarife an der Bahn Haifa-Damaskus im Ostjordanland. Andere, wie miqwē-jisrāêl bei Jâfa gehören der Alliance israélite universelle. Noch seien genannt gedērâ, eine Stunde in südwestlicher Richtung von Ekron entfernt; petach tiqwâ, ursprünglich mulebbis, an der Straße von Jâfa nach Nâblus; mischmar hajjardên in der Nähe des ḥûle-Sees. Diese Kolonien sind auf Ackerbautätigkeit eingerichtet und streben dahin, ihre Angehörigen nach und nach auf eigene Füße zu stellen und ihnen zu einer möglichst günstigen Verwertung der landwirtschaftlichen Produkte zu verhelfen. Ob dieses Experiment in vollem Umfange glücken wird, darüber läßt sich heute noch kein abschließendes Urteil fällen. In einem Berichte des Kaiserlich deutschen Vizekonsulats von Haifa 1904 heißt es zwar, daß der bedeutende Aufschwung Galiläas zum Teil auf der fortgesetzten günstigen Weiterentwicklung der jüdischen Kolonien beruhe. Es wird dann als hervorragendste zikrōn ja'aqôb mit 1200 Einwohnern genannt und sein Weinbau gerühmt. Die Kelterei geschieht mit Dampfbetrieb, die mittlere Jahresproduktion sind 6000 hl. Nun ist aber gerade die Weinerzeugung in Palästina, wie sich gezeigt hat, infolge der Überproduktion — es werden nach zwei mir vorliegenden Nachrichten von 1902 und 1906 jährlich nur 15—20% vornehmlich nach Deutschland ohne Verlust exportiert — eine recht bedenkliche Sache. In rischōn le-ṣijjôn, das mit einer Dampfmaschine von 200 Pferdekräften arbeitet und jährlich 50000 hl produziert, beginnt man darum schon die Weingärten in Orangerien und Mandelkulturen umzuwandeln, in der Hoffnung auf günstigere Resultate. In rōsch pinnâ, der wichtigsten Kolonie Obergaliläas, hat man sich auf Seidenspinnerei und -weberei mit Dampfkraft verlegt. In mischmar hajjardên baut man

jetzt hauptsächlich wohlriechende Sträucher für Essenzen. Zu jener unglücklichen Spekulation in Wein kommen andere Schwierigkeiten; so liegen z. B. einzelne Kolonien in klimatisch ungünstiger Gegend. Ferner eignen sich viele der Ansiedler gar nicht für landwirtschaftliche Tätigkeit. Das Palästina-Komitee der Association sucht zwar mit allen Mitteln, unter anderem durch Einführung von Ackergeräten modernsten Systems tüchtige Feldarbeiter heranzuziehen, aber der Erfolg fehlt vorläufig noch. In der körperlichen Ausdauer gegen das heiße Klima vermag der jüdische Kolonist es den arabischen Fellachen nicht annähernd gleich zu tun, so daß man schon jenseits des Jordan dem letzteren die Bestellung der Felder ausschließlich überläßt. Die Schulen in den Kolonien trugen früher vorwiegend französischen Charakter. Jetzt ist dieser hinter zionistischen Neigungen zurückgetreten. Es ist der deutsche Zionismus, der mit enormem Eifer an der wirtschaftlichen Erschließung Palästinas arbeitet; und jedenfalls ist es ihm bisher gelungen, die jüdische Kolonisation zu einem Faktor im Geschäftsleben des Landes zu machen, an welchem kein Reisender mehr achtlos vorübergehen darf. Übrigens orientiert die im Jüdischen Verlag zu Berlin erscheinende Monatsschrift „Altneuland" über die gesamte Arbeit dieser kolonisatorischen Unternehmung, deren Zukunft jeder Palästinafreund mit Spannung entgegensehen wird.

Von den jüdischen Kolonien muß man den Strom jüdischer Einwanderer unterscheiden, welche namentlich im letzten Jahre, infolge der Unruhen in Rußland, ihre Schritte in das Land ihrer Väter gelenkt haben. Mit jedem russischen Schiff kamen in Jâfa achtzig bis hundert Personen an; aber auch Dampfer anderer Nationen brachten Juden der verschiedensten Gesellschaftsklassen. Im zweiten Quartal 1906 sind schätzungsweise tausend bis zwölfhundert Personen gelandet. Die Regierung hat sich infolgedessen zu Gegenmaßregeln entschlossen, und den Neuangekommenen nur einen dreimonatlichen Aufenthalt gestattet. Wenn nun auch die Aufenthaltserlaubnis in vielen Fällen auf unbestimmte Zeit prolongiert wird, so bleiben doch alle Neueingewanderten grundsätzlich von jeglichem Erwerb eines Acker- oder Gartengrundstückes ausgeschlossen. Nur die schon 20 Jahre im Lande Ansässigen können Baugrund erwerben. Zum Ankauf von Acker- oder Gartenland bedürfen sie in jedem Einzelfalle der Erlaubnis von Konstantinopel.

Außer den genannten Einwanderungen haben sich im Laufe der Jahre Privatleute aus aller Herren Ländern in Palästina niedergelassen. Wir finden deutsche Kaufleute und Ärzte, Farmer und Handwerker von Bersaba bis Safed hinauf. Dieser Zuzug aus den Kulturländern hat notwendig einen materiellen Fortschritt für Palästina im Gefolge gehabt. Manches darum, was man heute aus der Zeit vor fünfzig bis sechzig Jahren liest, erscheint schier unglaublich; z. B. daß der erste Lastwagen in Jerusalem beim Bau des österreichischen Hospizes im Jahre 1858 verwendet ist und erst im Jahre 1870, durch deutsche Kolonisten, Wagen zur Personenbeförderung eingeführt wurden; ferner, daß zum Bau der englischen Christuskirche in der Heiligen Stadt 1849 Steinmetzen aus Malta und Zimmerleute aus England geholt werden mußten. Heutzutage gibt es unter den Eingeborenen Handwerker genug, dank dem Einfluß, welchen mittlerweile die Schnellersche Anstalt, das London Jews' Society's House of Industry und die Werkstätten der Alliance israélite universelle zu Jerusalem geübt haben. Des weiteren ist der Geldverkehr, welcher noch bis vor kurzem, besonders auch unseren Landsleuten, enorme Schwierigkeiten bereitete, durch die Deutsche Palästinabank in Berlin erleichtert, die gegenwärtig, außer in Jerusalem, in Jâfa und Haifa Zweigniederlassungen hat.

Einen bemerkenswerten Aufschwung hat der postalische Betrieb, im engsten Zusammenhange natürlich mit dem Schiffsverkehr, genommen. Vor fünfzig Jahren lief ein Triester Dampfer monatlich einmal Beirut an; von dort mußte man mit Segler nach Haifa oder Jâfa. Heute kommen wöchentlich drei, vier, auch fünf Schiffe nach Jâfa und Haifa und bringen vielfach auch Europapost mit. Vor fünf Dezennien gestaltete sich der Postbetrieb folgendermaßen: jeder Brief, beispielsweise von Jerusalem nach Europa, mußte der wöchentlich einmal nach Beirut abgehenden türkischen Post anvertraut und an eine Mittelsperson daselbst adressiert werden. Diese übergab den Brief dann der österreichischen Post zur Weiterbeförderung. So ging es auch mit den Briefen, die von Europa kamen. Da lief dann ein Mann, der weder lesen noch schreiben konnte, mit Briefen, in ein Sacktuch gebunden, in Jerusalem hin und her. Wer einen Brief erwartete, stellte diesen Mann, suchte sich seinen Brief heraus und zahlte die darauf haftende Taxe. Dieser kaiserlich-türkische Briefträger hatte den Auftrag, so lange

herumzugehen, bis sein Briefsack leer war. Das war die sogen. „gute, alte Zeit". Ihr haben die europäischen Kulturstaaten ein Ende gemacht. Während man früher $^1/_4$ Jahr auf eine Antwort aus Europa warten mußte, kann man sie heute während des Sommers in sechzehn bis achtzehn Tagen, im Winter doch spätestens innerhalb eines Monats haben.

Auch der Reiseverkehr im Lande wird seit 1871, wo Karl Stangen die erste Landreise durch Palästina machte, von Jahr zu Jahr bequemer und vielseitiger. Unter den Reisebüros, die gegenwärtig den Fremdenverkehr in Palästina vermitteln, tut sich zurzeit durch seine Betriebsamkeit besonders das der Hamburg-Amerikalinie, vormals K. Stangen, hervor. Es hat in nâblus und dschenîn eigene Hotels gegründet und dadurch die interessante Landreise von Jerusalem nach Tiberias, die noch bis unlängst dem Touristen so gut wie verschlossen war, ermöglicht.

Natürlich bleiben auch heute der Schwierigkeiten und Hindernisse für Handel und Wandel gar manche. Zu ihnen gehört besonders die Quarantäne. Sie hemmt nicht nur in der Hochsaison den Fremdenverkehr und entzieht dadurch den europäischen Hoteliers und ihren Geschäftsgenossen den Verdienst, sie unterbindet auch den ganzen Handelsaustausch, zunächst mit Ägypten, und weiter mit der übrigen Welt. Dazu tritt als ein die Industrie erschwerendes Moment die Armut des Landes an jeglicher Art von Nutzholz; dieses wird in vollem Umfange des Bedarfes eingeführt und zwar aus Rußland, Österreich und Griechenland. So importiert Jâfa zur Herstellung von Orangenkisten jährlich etwa 400 cbm Holz. Unliebsam ist weiter der Mangel an Leuchtstoff. Als solcher kommt vorwiegend das Petroleum in Betracht, das aus Rußland bezogen werden muß.

Trotz alledem ist der deutsche Kolonist, der den Leser am meisten interessieren dürfte, bemüht, Fuß zu fassen, und wollen wir im folgenden noch durch einige statistische Angaben zu zeigen versuchen, in wie weit ihm dieses gelingt. Bezüglich solcher Angaben über Palästina muß zuvor bemerkt werden, daß dieselben erstens sehr selten sind, so daß auch Nachrichten älteren Datums immer noch Beachtung verdienen, weil sie doch wenigstens einen Anhalt gewähren. Zweitens aber wird darüber geklagt, daß die Angaben so sehr verschieden lauten.

Nach dem deutschen Konsulatsbericht, Jâfa 1902, sollen die Berechnungen des Jâfaer Exportes in diesem Jahr zwischen 4 und 9 1/8 Millionen Frcs. schwanken. Es dürfen darum alle statistischen Angaben nur immer als schätzungsweise gemacht angesehen werden.

„Über industrielle Betriebe in deutschen Händen in Südpalästina gibt ein Bericht des Kaiserlichen Vizekonsulats, Jâfa 1906, folgenden Aufschluß: „Unsere Landsleute haben sich in Palästina frühzeitig der industriellen Tätigkeit zugewandt und darin hier den ersten Platz gewonnen. Sie begannen zunächst mit mechanisch betriebener Müllerei. Gegenwärtig arbeiten im Bezirk des Vizekonsulats Jâfa nur deutsche Dampfmühlen, im ganzen, einschließlich der jüngst in Bersaba erbauten, mit deutschem Petroleummotor betriebenen, neun an der Zahl. Dazu kommt eine mechanische Werkstatt und Eisengießerei, die sich soweit entwickelt hat, daß sie zurzeit vierzig Arbeiter beschäftigt. Sie hat seit einigen Jahren 193 Petroleummotore zum Betriebe der Schöpfräder, mit insgesamt 836 1/2 Pferdekräften, aus Deutschland eingeführt." Diese Motore leisten bei gleichen Unterhaltungskosten doppelt soviel als Maultiere. „Ferner sind zu nennen: eine Zementplatten- und Steinfabrik mit hydraulischer Presse, eine Makkaroni- und eine Eisfabrik. Letztere hat, an Stelle ihres bisherigen Petroleummotors von 20 Pferdekräften, eine Dampfmaschine von 46 Pferdekräften deutscher Provenienz aufgestellt. Eine deutsche und eine belgische Gesellschaft haben unlängst Untersuchungen angestellt, zum Bau elektrischer Straßenbahnen in Jâfa und Jerusalem."

Ein Bild des Jâfaer Handels gibt eine vom Kaiserlichen Vizekonsulat „schätzungsweise" für das sehr günstige Jahr 1905 zusammengestellte Übersicht der Einfuhr und Ausfuhr:

Einfuhr 1905

ohne die (ganz unbedeutende) Einfuhr aus Gaza:

Produkt.	Menge.	Wert i. Frcs.
Baumwollenwaren	8600 Ballen u. Kolli	4500000
Tabak	4700 Kisten	1000000
Zucker	1876 Tons	827000
Reis	3100 Tons	805000
Eisen und Kurzwaren	5000 Kisten u. Kolli	800000

Produkt.	Menge.		Wert i. Frcs.
Petroleum	110000	Kisten u. Kolli	700000
Mehl	30000	Sack	670000
Salz	1200	Tons	115000
Eiserne Barren und Balken	2900	„	490000
Kleider und Stoffe	720	Ballen u. Kisten	270000
Alkohol u. Spirituosen	2720	Fässer	265000
Maschinen, Maschinenteile	290	Kolli	260000
Kaffee	180	Tons	200000
Steinkohlen	4000	„	162000
Ziegel, Backsteine und gebrannte Tonwaren	1000000	Stück	160000
Holz	7700	cbm	562000
Pariser Artikel	415	Kisten	96000
Soda	360	Tons	91000
Farben und Öl	75	„	56000
Eisenblech und Zink	82	„	55000
Verschiedenes			500000
		Summe:	12584000

Ausfuhr 1905

einschließlich der Ausfuhr von Gaza:

Produkt.	Menge.		Wert i. Frcs.
Gerste	38350	Tons	4410250
Apfelsinen	450000	Kisten	2800000
Olivenöl (einschl. der Ernte von nâblus	2700	Tons	1755000
Seife	2200	„	1400000
Wein	3600000	kg	1100000
Koloquinthen	52000	engl. Pfd.	840000
Weizen	6100	Tons	823000
Sesam	2175	„	783000
Melonen			450000
Durra	2950	„	339250
Devotionalien	900	Pakete	300000
Bohnen	2000	Tons	270000
Lupinen	2800	„	266000
Häute	506000	engl. Pfd.	200000

Produkt.	Menge.	Wert i. Frcs.
Wolle	270000 engl. Pfd.	112000
Knochen	300 Tons	20000
Verschiedenes		600000
	Summe:	1646900

Jâfa wird als das kommerzielle Zentrum des sandschak Jerusalem bezeichnet und gilt als die zweitgrößte Handelsstadt an der syrisch-palästinischen Küste. Nach einer Berechnung des Kaiserlichen Generalkonsulats in Konstantinopel war Deutschland am Gesamtexport von Jâfa 1900, dessen Wert auf 9307900 Mark geschätzt wurde, mit 5% beteiligt, Hauptartikel Wein; am Gesamtimport, dessen Wert man auf 7 Millionen taxierte, mit 11%, Hauptartikel Eisen und Eisenwaren, Bier, Drogen, Apothekerwaren, Luxusgegenstände in Metall und Holz, billige Stoffe. Den „Berichten über Handel und Industrie, zusammengestellt vom Reichsamt des Innern“ 1902, entnehmen wir noch folgendes über Gaza: Gaza entwickelt infolge seines getreidereichen Hinterlandes einen Export, der von Jahr zu Jahr wächst. Dieser drängt sich in die Monate Juli und August zusammen, zum Teil aus dem Grunde, weil das Meer dann am ruhigsten ist. Denn schon ein geringer Seegang macht das Verladen unmöglich. — Außerdem muß die Gerste auf Kameelen oder Eseln von der Stadt erst ans Meer, einen Weg von ca. 5 km, befördert werden. Zurzeit wird von der obengenannten deutschen Werkstatt eine eiserne Landungsbrücke von 60 m Länge erbaut.

Im Bezirk Haifa—Akko endlich findet, abgesehen von der schon erwähnten Weinproduktion und einer deutschen Seifenfabrik, zwar kein nennenswerter Industriebetrieb statt; aber „das deutsche Handelsarchiv, herausgegeben vom Reichsamt des Innern“ 1904, 2. Teil, berichtet: 1903 gelangten auf den Markt von Haifa 12348935 kg. Davon lieferte an

	Sesam:	Weizen:
Haifa	359743 kg	1875384 kg
Ebene Jesreel	1080769 „	1664615 „
bēsân	128250 „	1283384 „
ḥaurân	38461 „	30769 „
dschenîn	1705256 „	363076 „

1903 trafen auf dem Markt von Akko ein 18089260 kg, davon lieferte an

	Sesam:	Weizen:
Akko	50000 kg	1050000 kg
Ebene Jesreel	2300000 „	1450000 „
bēsân	20000 „	1600000 „
ḥaurân	200000 „	4200000 „

Dazu kamen Gerste, Bohnen, Linsen, Kichererbsen, Wicken, Öl, Johannisbrod. Sesam ist einer der besten Exportartikel; er findet nach Frankreich, England, Belgien starken Absatz, ist aber auch in Deutschland zur Margarinefabrikation sehr begehrt.

Obgleich der Export Akkos in den letzten Jahren immer noch größer war als der von Haifa, z. B. 1903 Akko 25437 Tons gegen Haifa 11438 Tons, zieht sich das Handelsleben doch anerkanntermaßen nach letzterem Ort hinüber, da dieser von einem vorzüglichen Hafen und jetzt auch von der Bahn nach Damaskus außerordentlich begünstigt wird. — Die Ausfuhr Haifa-Akko 1904/05 betrug 39695 Tons. Davon gingen nahezu 50% nach Frankreich, hauptsächlich Sesam, Weizen, Bohnen, Olivenöl; nur 649 Tons nach Deutschland, ausschließlich Sesam und Wein. Der Einfuhrwert in demselben Jahre betrug nahezu 11 Millionen Frcs. Daran war Deutschland an dritter Stelle mit 16% beteiligt, Hauptartikel: landwirtschaftliche Maschinen und Eisenbahnmaterial; an erster Stelle stand Frankreich mit nahezu 32%. Deutschlands Schiffsverkehr nach den beiden genannten Häfen — es kommt nur die „Levante-Linie"-Hamburg in Betracht — hat sich infolge der Materiallieferungen für den Bahnbau in letzter Zeit gehoben, steht aber immer noch an fünfter Stelle, und der deutsche Importeur hat vorläufig in den Artikeln, welche hier den Haupthandel bilden, Baumaterialien, Papier und Galanteriewaren, gegen Frankreich, Großbritannien, Österreich und Belgien nicht aufkommen können.

In Haifa existiert — um damit zu schließen — seit nahezu vierzig Jahren eine deutsche Kolonie, die sich auf einem, anfangs einer Wildnis gleichenden, Grundstück niederließ. Nach dem „deutschen Handelsarchiv", Jahrgang 1904 2. Teil, haben die Ansiedler es verstanden, sich durch Acker- und Gartenbau emporzuarbeiten. Die meisten sind wohlhabend, keiner unterstützungsbedürftig. Heute sind sie etwa 550 Seelen stark, deren Ge-

samtbesitz man auf $2^1/_2$ Millionen Mark berechnet. Auf dem Karmel, wo sie 250 ha Land erwarben, haben sie ein Sanatorium und ein vielbesuchtes Hotel eingerichtet, das inmitten einer vorzüglich gedeihenden Fichtenpflanzung liegt. Neuerdings haben sie, mit Unterstützung eines Stuttgarter Konsortiums, Magdala am See Genezareth samt einem Terrain von 800 ha angekauft, um hier eine Zweigkolonie zu gründen.

Es fehlt nicht an mancherlei Anzeichen eines materiellen Aufschwungs im Heiligen Lande, und der türkischen Regierung dürfte es ein Leichtes sein, diesem Aufschwung eine rationelle Förderung angedeihen zu lassen, wenn anders sie sich von einem stetigen und ehrlichen guten Willen dazu leiten ließe.

VI.

Das geistige Leben.

Geistiges Leben und materielle Lage eines Volkes stehen immer in Wechselwirkung miteinander. Hinsichtlich jenes wird man daher nach dem über Handel und Wandel im heutigen Palästina Gesagten nicht allzu hohe Erwartungen hegen. Es soll nicht geleugnet werden, daß sich ein vorläufig allerdings noch geringfügiger Aufschwung zum Bessern geltend macht; am meisten charakteristisch aber dürfte gegenwärtig wenigstens das bunte Durch- und Nebeneinander der geistigen Bestrebungen sowohl wie der Zustände sein.

Man kann, im Blick auf das letztere gerade, wohl sagen, daß es auf der Erde kaum ein Ländchen gibt, wo mit solchem Eifer und so enormem Aufwand von Geldmitteln Mission getrieben, d. h. geistiger Einfluß geübt wird, wie in Palästina. Ein Ort z. B. wie Bethlehem mit ca. 8000 Seelen hat über ein Dutzend Missionsanstalten und Schulen der verschiedensten Bekenntnisse und Nationalitäten. Gleichzeitig aber gibt es kaum ein Land, wo der Aberglaube in dem Umfange heimisch ist, wie in Palästina.

Nun darf man sich dieses Nebeneinander ja nicht in der Weise zurechtlegen, als seien die Moslems, die „Gläubigen", wie sie sich nennen, die Abergläubischen, und Juden und Christen

frei von jener Schwäche. Das wäre ganz verkehrt. Vielmehr finden sich auf dem Boden des Aberglaubens, als etwas allgemein Menschlichem, alle drei Konfessionen, die sonst so scharfe Grenzen gegeneinander ziehen, in friedlichster Weise zusammen.

Es ist dafür schon ganz bezeichnend, daß beispielsweise in Krankheitsfällen Juden und Christen gern bei irgend einem moslemischen Heiligen Hilfe suchen (vgl. dazu 2. Kön. 1, 2—4), während die Moslems ihrerseits auch dem mar eljâs, dem heiligen Elias, huldigen (vgl. Vortrag III).

Einige der wichtigsten Erscheinungsformen des Aberglaubens seien hier genannt.

Der Araber glaubt sich auf Schritt und Tritt von bösen Geistern umgeben, deren Zahl Legion, und deren Lebenszweck nur darin besteht, die Menschen bei jeder Gelegenheit zu chikanieren. Manche Leute kommen ganz unter die Gewalt eines solchen Dämon und werden verrückt. Die arabische Bezeichnung für den bösen Geist ist dschinn, der Verrückte heißt madschnûn, d. i. der von einem dschinn Beherrschte.

Als wirksames Mittel gegen diese Dämonen gilt, den Schutz eines Mächtigeren, Allahs, anzurufen. Ohne das Aussprechen seines Namens pflegt der Araber darum kaum irgend eine Handlung vorzunehmen.

Beim Kauf eines Mädchens wird gefragt: bitsammi? — d. h. pflegt sie auch immer den Namen Allahs zu sagen? — denn davon hängt nachher Glück oder Unglück der Familie ganz wesentlich ab. Gleich bei der ersten Arbeit des Tages, dem Mahlen und Teigkneten, darf die Frau es nicht vergessen. Wenn sie aus einem Gefäß Oliven oder Linsen oder dergl. nimmt, so sagt sie: smálla (Name Gottes). Tut sie das nicht, dann machen die bösen Geister sich über den Vorrat her. Wenn sie etwas bratet oder glühende Kohlen auslöscht oder heißes Wasser ausschüttet, ruft sie: „Geht fort (nämlich ihr Dämonen), daß ihr euch nicht verbrennt".

Im Dunklen haben diese besonders große Macht. Darum empfiehlt es sich, beim Betreten eines dunklen Zimmers Allahs Namen zu nennen.

Besonders gern halten sie sich auch in Bädern auf. Hier herrscht ja regelmäßig nur ein sehr mattes Oberlicht, welches vom Wasserdampf noch verringert wird; dazu hat die Temperatur etwas Beängstigendes. Darum gibt es genaue

Vorschriften, wie oft und an welchen Stellen des Bades man den Namen Allahs auszusprechen hat.

Andererseits gibt es aber auch Fälle, wo es verboten oder geradezu gefährlich ist, Allah anzurufen. Das ist bei den natürlichen Heilquellen, wie z. B. in Tiberias. Hier bereiten nämlich die Geister selber das Bad. Und da würde es ihnen unangenehm sein, den Gottesnamen zu hören. Das Rufen desselben könnten sie mit Ausbleiben der Heilung bestrafen.

Die Dämonen wohnen ferner mit Vorliebe in Zisternen.

Mir ist hierzu aus neuester Zeit folgender verbürgter Vorfall aus dem moslemischen Dorfe el-chadr bei Jerusalem bekannt geworden. In einer Familie starben die Kinder regelmäßig frühzeitig fort bis auf den einen Sohn Ali, der alle seine Geschwister überlebte. Die Eltern kamen daher auf den Gedanken, in Ali müsse ein Dämon stecken, der die andern Kinder töte, und beschlossen eine Austreibung des bösen Geistes. Ali wurde, mit dem Kopf nach unten, in eine Zisterne gehängt und bis zur Bewußtlosigkeit geprügelt, in der festen Erwartung, der Dämon werde infolge der Schläge aus dem Jungen hinaus in die Zisterne fahren.

Ein anderer, weit verbreiteter Aberglaube ist die Furcht vor dem bösen Blick. Man sagt, zweidrittel aller Gräber seien eine Folge desselben.

Ein jeder Mensch soll einen bösen Blick auf eine Sache werfen können, besonders aber sind Leute mit hellblauen Augen mit dieser Macht begabt; sind diese auch noch bartlos und haben sie auseinanderstehende Zähne, so gelten sie als ungemein gefährlich. Begegnet man denen des Morgens, so ist es das Beste, gleich wieder nach Hause zu gehen; denn das Schlimmste steht auf dem Wege zu erwarten. Aus Furcht vor diesem gefährlichen Blick sieht man daher Fellachenfrauen so oft das Kopftuch vors Gesicht ziehen, wenn sie einem begegnen.

Da es jedem stündlich passieren kann, daß er vom bösen Blick getroffen wird, so hat man natürlich allerlei Schutzmittel erfunden.

Das verbreitetste darunter sind die Amulette, deren es moslemische und christliche gibt. Sie bestehen gewöhnlich aus einem silbernen oder goldenen Plättchen, mit einer Anrufung Allahs beschrieben, oder bei Christen mit dem Bilde des heiligen Georg, das übrigens gleichzeitig als heilkräftig gilt. Manchmal

sind sie auch nur ein beschriebener Papierstreifen, in ein Tuch- oder Ledersäckchen gesteckt. Man trägt sie an einer Schnur um den Hals auf dem bloßen Körper, aber sie müssen auf der rechten Seite hängen. Kleinen Kindern näht man sie besser in die Kopfbedeckung ein, wobei darauf zu achten ist, daß sie nicht mit der Nadel durchstochen werden.

Andere Mittel gegen den bösen Blick waren schon im Vortrag II erwähnt. Als letztes sei noch das Räuchern genannt, das bei Kindern in Anwendung gebracht wird. Ist nämlich ein kleines Kind vom bösen Blick getroffen, so läßt sich das an sicheren Zeichen genau erkennen: es wird plötzlich unruhig und schreit; gähnt es aber gar und streckt sich, so ist jeder Zweifel ausgeschlossen. Die Räucherung wird am besten von der Großmutter, keinesfalls von der Mutter, unter Hersagen langer Formeln vorgenommen, in denen bei den Moslems Allah und sein Prophet, bei den Christen Gott und die heilige Jungfrau angerufen werden.

Auf der gleichen Höhe, wie diese Räucherprozedur, steht übrigens auch die medizinische Kunst der eingeborenen Bevölkerung.

Ein vielgebrauchtes Mittel gegen Fieber ist das Aderlassen, überhaupt einen Blutverlust schaffen durch Ritzen mit dem Rasiermesser an Händen und Füßen. Kleinen Kindern wird bei schwerem Zahnen mit einer glühenden Stecknadel unter die Zunge gestochen oder bei Kopfschmerzen mit einem glühenden Nagel auf den Kopf gebrannt; ähnlich wird bei Diphtheritis der Hals von Ohr zu Ohr mit einer glühenden Sichel berührt. Gegen Augenkrankheiten existieren eine Unzahl, zum Teil ekelhafter Mittel.

Es gibt heute nicht wenig tüchtige, europäische Ärzte in Palästina und in den Großstädten eine Reihe von Krankenhäusern mit so hervorragenden, hygienischen Einrichtungen, wie sie bei uns nicht besser sein können; ebenso fehlt es in größeren Orten nicht an Apotheken, die teilweise sogar in deutschen Händen sind.

Allein allen diesen Kräften und Institutionen erwächst im Aberglauben ein schlimmer Feind; dazu kommt allerdings, weil die Hospitäler zumeist von Missionsgesellschaften begründet sind, die Furcht der Eingeborenen vor religiöser Beeinflussung.

Ich kann es darum hier nicht unterlassen, eines Kranken-

institutes zu gedenken, dem ich unter allen die Palme zuerkennen muß: es ist das Aussätzigenasyl „Jesushilfe“ der Brüdergemeine. Wenn man sich Jerusalem mit der Bahn nähert, so ist noch vor der deutschen Templerkolonie das erste, was man zu sehen bekommt, ein stattlicher, zweistöckiger Bau, im Viereck um einen Hof herum gelegen, von freundlichen Gärten und wohlbestellten Feldern umgeben, dieses Asyl. Deutlich erkennt man in arabischen und deutschen Lettern die Inschrift „Jesushilfe“. Gemäß dem Grundsatz der Brüdergemeine, die Elendesten aufzusuchen, „an die sich sonst niemand machen wollte“, hat sie im Heiligen Lande der Aussätzigen sich angenommen.

Man kennt dort zwei Arten von Aussatz: nervösen, der in Abfaulen der Glieder — und knotenförmigen, der in Knotenbildung unter der Haut und in den innern Organen besteht. In jedem Falle verursacht der Leidende einen erschreckenden Anblick. Die Krankheit scheint nicht ansteckend zu sein, aber sie auszurotten gelingt nicht, da sie durch Verheiratung, welche den Kranken leider gesetzlich gestattet bleibt, vererbt wird.

In „Jesushilfe“ werden alle Konfessionen aufgenommen. Vor einigen Jahren waren untergebracht 40 Männer und 12 Frauen. Diese sind nur gehalten, sich der festen Hausordnung und den Regeln der Sauberkeit zu unterwerfen; eine religiöse Beeinflussung wird in keiner Weise ausgeübt. Selbstverständlich halten Hauseltern und Schwestern ihre Andachten und feiern ihre kirchlichen Feste, und wer von christlichen Kranken daran teilnehmen will, wird nicht hinausgewiesen. Aber zu den Kranken wird kein Wort von Jesus Christus gesprochen, es wird nur in seinem Geiste gehandelt. Und wahrlich, die Schwestern üben hier einen Dienst bewundernswerter, aufopfernder Liebe: sie verbinden die Wunden, sie waschen die Wäsche, sie reichen den völlig Hilflosen die Nahrung zu. Jede von ihnen tut ihre Pflicht, eine schwere Pflicht, indem sie selbst es weiß, wem zu Ehren. Ich bin wiederholt und gern in dem Asyl gewesen; in unserer Zeit des vielen und inhaltlosen Redens wirkt die wort- und selbstlose Tat so wohltuend.

Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß auch die türkische Regierung bei Jerusalem ein Haus für Aussätzige in der Nähe des sogen. Hiobbrunnens eingerichtet hat. Es ist eine Stätte des ärgsten Schmutzes, und die Kranken sind völlig sich selbst überlassen.

Wie soll man nun dem Aberglauben steuern und das arme Volk aus seiner geistigen Verwahrlosung herausheben? — Das einzige Mittel ist natürlich, bei der Jugend einzusetzen, sie durch Schulunterricht auf ein höheres Niveau zu bringen. Es geschieht das heute in vollem Umfang. Mir ist es z. B. auf den Dörfern in der Umgegend Jerusalems mehrmals begegnet, daß mir die Alten, Männer oder Frauen, den Namen irgend einer Örtlichkeit, einer Zisterne, einer Felsenhöhe oder dergl. nicht aufschreiben konnten, regelmäßig aber einer von den Knaben, die an solchem Verhör gewöhnlich teilnahmen.

Hat man Beirut die Stadt der Schulen genannt, so kann man Jerusalem heute mit gutem Recht ebenso nennen. Es geht nach der Richtung in der Heiligen Stadt aufwärts, richtiger gesagt, wieder aufwärts. Denn sie war im Mittelalter durch ihre moslemischen Schulen berühmt. Diese empfingen aus reichen Stiftungen ansehnliche Subsistenzmittel, vermochten daher etwas zu leisten und zogen Schüler aus allen Teilen der mohammedanischen Welt an sich. Das änderte sich, als die Türken 1517 von Jerusalem Besitz nahmen. Damals wurden die Stiftungen eingezogen, und die Schulen gerieten in Verfall. Dieser Zustand hat, was das moslemische Schulwesen betrifft, bis vor ungefähr zwanzig Jahren bestanden. Damals entschloß sich die türkische Regierung unter dem Drucke der immer stärker eindringenden abendländischen Kultur, vor allem der durch sie vermittelten Schulbildung, sich des Unterrichtswesens anzunehmen, und führte allerlei Neuerungen ein, wie z. B. den allgemeinen Schulzwang; ferner ließ sie das Lesen und Lernen des Koran hinter anderen Unterrichtsfächern zurücktreten; das Wiegen des Körpers beim Lesen hörte auf; an Stelle der Strohmatten traten Bänke und Tische. Diesen Bestimmungen folgte im Jahre 1900 eine Reform, die u. a. eine straffere Ordnung und Regelung des ganzen Betriebes bei Lehrern und Schülern bezweckte. Von allen diesen Maßregeln ist leider die grundlegende, der allgemeine Schulzwang, zum guten Teil auf dem Papier geblieben. Indes mag das auf den Dörfern seinen Grund vielfach in der Lässigkeit von Eltern und Schülern haben, in einer Stadt wie Jerusalem liegt es ganz wesentlich an dem Platzmangel in den Schulen.

Zurzeit existieren daselbst drei mohammedanische Schulen, eine Elementarschule, die gegenwärtig, weil das bisherige Ge-

bäude eingestürzt ist, im Serail untergebracht ist. Die Zahl der Schüler wird, nach dem neuesten Bericht darüber, auf 610 Knaben angegeben; ferner eine höhere Schule in einem stattlichen, vor fünfzig Jahren erbauten Hause am sogen. Herodestor, mit 110 Schülern, und endlich eine Mädchenschule bei der Antoniaburg mit 350 Kindern. Also sind bei einer moslemischen Bevölkerung von höchstens 7000 Seelen drei Schulen mit 1070 Schülern vorhanden. Einige Moslems besuchen auch christliche Schulen.

Um mit der Mädchenschule zu beginnen, so ruht hier Leitung und Unterricht — und zwar auf Wunsch der türkischen Regierung — fast ausschließlich in den Händen von weiblichen Mitgliedern der amerikanischen Kolonie. Ihnen ist bei Übernahme der Schule sogar völlige Organisationsfreiheit zugebilligt. Es bestehen sechs Klassen mit vierzehn Lehrerinnen. Die Lehrfächer sind — abgesehen von der täglich einstündigen, statt früher sechsstündigen Beschäftigung mit dem Koran — Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, Arabisch und Türkisch, und vor allem Handarbeiten, wofür durchgehends viel Geschick und Neigung vorhanden ist (vgl. Vortrag III).

Der Elementarschule geht eine Art von Kleinkinderschule vorauf, in welcher das Alphabet und die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens gelehrt werden. An der eigentlichen Elementarschule wirken vierzehn Lehrer und sechs Hilfslehrer. Jene stammen zum größten Teil aus der bekannten Kairiner Hochschule el-azhar (die Blühende), diese haben die Jerusalemer höhere Schule durchlaufen. Der Unterricht an der Elementarschule umfaßt vier Schuljahre mit einjährigen Kursen; täglich werden vier Stunden mit vier verschiedenen Fächern gehalten, und zwar zwei Stunden des Vormittags 8—9 und 10—11 Uhr, zwei des Nachmittags $^3/_4$1—$^3/_4$2 und $^1/_2$3—$^1/_2$4 Uhr. Die diesen regulären Unterrichtszeiten voraufgehenden bezw. zwischen ihnen liegenden Stunden werden von den Hilfslehrern gegeben und dienen der Vorbereitung auf jene. Am Schlusse jedes Schuljahres im Sommer wird ein Examen abgehalten, dem die vierzigtägigen Ferien folgen. Außerdem gibt es am Ramadan- und Beiramfest je eine Woche Ferien, ebenso fällt am Geburtstag des Sultan und des Propheten der Unterricht aus. Die Unterrichtsfächer sind Lesen und Koranlesen, Schreiben (arabische und türkische Schreibübungen), Rechnen, Geschichte, Geographie

und Religion. Neben dem Koran liegt dem Unterricht ein Lesebuch zugrunde, das alle möglichen Abbildungen aus dem Tier- und Pflanzenreich, in der dritten Abteilung Biographien berühmter Männer und in der vierten Themen aus der Geschichte und Geographie, nur die Türkei betreffend, enthält. Dieses Lesebuch, wie überhaupt die Lehrmittel müssen sich die Kinder selbst anschaffen, nur den Vollwaisen werden sie geliefert. Schulgeld wird nicht erhoben. Die Schüler, die aus allen Ständen zusammenkommen, stehen im siebenten bis zwölften Lebensjahr. Die tüchtigeren gehen von hier in die höhere Schule über. Als Ziel der Elementarschule wird ein doppeltes bezeichnet, erstens will man Sitte und Zucht anstreben; denn die Kinder kommen zum Teil aus ganz verwahrlosten häuslichen Verhältnissen. Zweitens aber soll den Schülern eine gewisse elementare Bildung für das Leben mitgegeben werden. Letztere ist ja wohl nach unsern Begriffen recht mäßig, aber doch von großer prinzipieller Bedeutung insofern, als mit ihr der Standpunkt der ehemaligen Koranschule verlassen ist. Zwar wird der Koran von Anfang bis zu Ende auch heute noch gelesen und im Religionsunterricht über alle Dinge orientiert, die ein guter Moslem wissen muß, aber es hat sich doch der Schwerpunkt der Schule vom Koran hinübergeschoben auf allerlei, wenn auch noch so elementares weltliches Wissen.

Wie in den Städten hat die Regierung auch auf dem Lande in den letzten Dezennien eifrig für Schulen gesorgt. Selbstverständlich können diese Landschulen mit der Jerusalemer Elementarschule keinen Vergleich aushalten. Dazu fehlt es an allem und jedem: ein geeignetes Lehrermaterial ist nicht vorhanden, die Geldmittel sind knapp, und den Fellacheneltern geht das Verständnis für die Schule bisher noch so gut wie ganz ab. Wenn daher die Dorfschule den Kindern — es ist hier immer nur an die Knaben zu denken — eben gerade einige Fertigkeit im Lesen und Schreiben mitgibt, so muß das schon als ein nicht zu unterschätzender Erfolg angesehen werden.

Eine ländliche Schulidylle, wie sie ein deutscher Schulmann vor wenigen Jahren im Ostjordanland angetroffen, sei hier zur Charakteristik der dörflichen Schulpraxis wiedergegeben. Sitzen da etwa zwanzig Jungen auf dem Boden, die einen laut im Koran lesend, die andern auf ihren Blechtafeln schreibend. Vor ihnen auf einem Steinblock hockt ein junger, schwarzbärtiger

Lehrer, einen langen Stock in der Hand, um auch dem am fernsten Sitzenden seine Autorität fühlbar zu machen. Neben ihm, auf einem niedrigeren Steine sein junges Weib, den Erstgeborenen im Arme, den sie eben stillt; sie ohne Scheu, naturalia non sunt turpia, die Kinder ohne jede Neugier — sie kennen das schon. Dann reicht sie den Kleinen seinem Vater, der ihn auf seinen Knieen tanzen läßt, während die Schüler weiter lärmen und lernen.

Die oben erwähnte höhere Schule in Jerusalem enthält fünf Klassen und wird von den Schülern besucht, welche die Elementarschule absolviert haben und sich noch weiter ausbilden wollen. Sie stehen im zwölften bis neunzehnten Lebensjahr. Die meisten verlassen allerdings nach Erledigung der dritten Klasse die Anstalt. Die, welche sie ganz durchlaufen, treten dann zu ihrer letzten Ausbildung in das Seminar zu Konstantinopel ein. Aus ihm sind auch die sieben Lehrer dieser höheren Schule hervorgegangen. Hier werden dem Koran wöchentlich nur noch zwei Stunden gewidmet; an Sprachen wird besonders das Türkische, daneben Französisch, Arabisch und Persisch gepflegt. Als Realfächer werden Geographie, Mathematik, Hygiene, Naturkunde, Chemie, Sittenlehre u. a. getrieben.

Neben den genannten mohammedanischen wirken im Lande ein ganzes Heer von christlichen Schulen. In erster Linie kommen unter diesen in Betracht die der griechisch-orthodoxen Kirche, und zwar darum, weil sie die älteste christliche Religionsgemeinschaft in Palästina ist. Sie hat sich seit der christlichen Zeit trotz alles Druckes und Ungemachs, das der Islam über sie gebracht hat, bis in die Neuzeit erhalten. Sie ist der griechischen Kirche der Türkei eingegliedert, welche auf Veranlassung der europäischen Mächte 1839 eine freiere Verfassung erhalten hat, und zerfällt in vier Patriarchate, das von Konstantinopel, das von Alexandrien, das von Antiochien (Sitz in Damaskus) und das von Jerusalem. Der Patriarch von Jerusalem, der von einer Synode gewählt und vom Sultan bestätigt wird, beherrscht die griechische Kirche Palästinas westlich und östlich des Jordan. Er ist stets ein Nationalgrieche und hat zur Seite eine Synode von zwölf Bischöfen und Archimandriten, die ebenfalls Nationalgriechen sind. Neben dieser wieder bestehen noch verschiedene, mit besonderen Arbeitsgebieten betraute Kommissionen, wie z. B. eine Schulkommission. Letztere hat seit einigen Jahren, auf-

gerüttelt durch die stets wachsende Konkurrenz auf dem Gebiete des Schulwesens, eine lebhafte Tätigkeit entwickelt.

Es gibt in Palästina griechische Gemeinden an sechsundachtzig Orten mit fünfzig- bis einundfünfzigtausend Seelen. Der Hauptort ist Jerusalem mit seinen Tochtergemeinden, im ganzen etwa zwanzigtausend Seelen. Von den sechsundachtzig Orten haben neunundfünfzig Schulen, dreiundvierzig nur solche für Knaben, sechzehn solche für Knaben und Mädchen. Die Knabenschulen haben insgesamt etwa zweitausendsiebenhundert bis zweitausendachthundert Schüler mit ca. hundert Lehrern, die Mädchenschulen ungefähr tausend bis tausendeinhundert Schülerinnen mit nahezu vierzig weiblichen Lehrkräften. Davon bestehen in Jerusalem, bei einer Gemeindezahl von rund fünftausend Seelen, fünf Schulen mit fünf- bis sechshundert Kindern. Zwei sind höhere Anstalten, nämlich ein 1900 erbautes, stattliches und nach hygienischen Gesichtspunkten eingerichtetes Seminar in der Nähe des Jâfatores, in dem sechzig Zöglinge (fünfzig Araber und zehn Griechen) beherbergt werden. Dieses Internat ist eine Vorbereitungsschule für das Priesterseminar, das im Kreuzkloster, westlich von Jerusalem, untergebracht ist und etwa siebzig Schüler zählt. Mit dem Seminar am Jâfator ist eine Tagschule für Knaben, etwa zweihundertundfünfzig, und eine für Mädchen, ungefähr hundertundzwanzig, verbunden. In letzter Zeit ist noch eine Kleinkinderschule ins Leben gerufen, die ausgesprochenermaßen eine Konkurrenz bilden soll zu der vom Syrischen Waisenhaus eröffneten Tagschule, da letztere fast ausschließlich von griechischen Christenkindern besucht wird.

Anschließend an die Schultätigkeit der griechisch-orthodoxen Kirche sei hier noch der der Russen gedacht. Nach der Schätzung von Kennern haben sie in Palästina und Syrien über hundertunddreißig Schulen, in denen u. a. auf die Erlernung der russischen Sprache besonderer Nachdruck gelegt wird, so daß man von einem offenkundigen politischen Zweck ihrer Missionsarbeit, nämlich dem einer Russifizierung Palästinas, sprechen darf. In Jerusalem haben sie vorläufig nur eine Kleinkinderschule am sogen. Russenbau mit neunzig Kindern beiderlei Geschlechts und griechisch-orthodoxen Bekenntnisses.

Am rührigsten arbeitet unter den christlichen Kirchen Palästinas entschieden die römisch-katholische oder, wie sie drüben genannt wird, die lateinische. In der Zeit der Kreuzzüge war

sie mit zahlreichen Orden ins Land gekommen, die sich aber sämtlich vor den Anfeindungen der Moslems wieder zurückzogen bis auf zwei: den Franziskanerorden in Jerusalem und Nazareth und den Karmeliterorden in dem Kloster auf dem Karmel. Unter diesen ist es der erstere gewesen, der ein Fortbestehen der lateinischen Kirche in Palästina durch das Mittelalter hindurch bis in die Gegenwart ermöglicht hat. Als sich dann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Situation der Abendländer in Palästina besserte, benutzte Papst Pius IX. die günstige Gelegenheit und errichtete im Jahre 1847 aufs neue ein römisch-katholisches Patriarchat in Jerusalem. Damit war der Grund gelegt zu dem enormen, jährlich noch wachsenden Aufschwung, den die katholische Kirche im Heiligen Lande seitdem genommen hat. Die Zahl ihrer Gemeindemitglieder hat sich in den letzten sechs Dezennien verdoppelt, größtenteils auf Kosten der Griechisch-Orthodoxen; diese Missionsarbeit ist und wird fast ausschließlich von männlichen und weiblichen Ordensleuten verrichtet. In Jerusalem allein verfügen die Lateiner über neun Männer- und acht Frauenklöster, sechs Hospize, ein Hospital, vier höhere Knaben- und eine höhere Mädchenschule, sieben Waisenhäuser mit schätzungsweise vierhundert Kindern, eine Arbeitsschule für Mädchen, zwei Handwerksschulen, vier Tagschulen, eine Kleinkinderschule, zwei Findelkinderasyle, eine Blindenanstalt und zwei Greisenasyle. Dazu gehören ihnen zweiundzwanzig Kirchen und Kapellen. Ihre Gemeinde beläuft sich in Jerusalem annähernd auf zweitausendfünfhundert Seelen mit ca. zweihundert Priestern und Mönchen und etwa hundertundfünfzig Nonnen. In manchen ihrer Anstalten, wie z. B. in der für Findelkinder und Blinde der St. Vincenzschwestern wird mit einer vorbildlichen Selbstlosigkeit gearbeitet. Als vermutliche Gesamtzahl ihrer Schulkinder werden von einem langjährigen Kenner der Verhältnisse etwa eintausenddreihundertfünfzig angegeben, wovon fünfhundertsechzig Knaben, siebenhundertfünfundachzig Mädchen. Die bedeutendsten Lehranstalten sind die Knabenschule der (italienischen) Franziskaner; da die Lehrer hier überwiegend Eingeborene sind, so herrscht die arabische Sprache in der Anstalt vor; und ferner die Knabenschule der christlichen Schulbrüder mit ausgesprochen französischem Charakter. Von den vierzehn Lehrern sind zehn Franzosen, die gar nicht arabisch verstehen. Diese Schule hat sich vor zwei Jahren in zwei Teile zerlegt:

eine école gratuite mit hundertneunzig Schülern und eine auf Anregung der Eltern von ihr abgezweigte école payante mit sechsundvierzig Schülern: im ganzen also zweihundertsechsundfünfzig. Das Schulgeld beträgt pro Monat 8 Frcs.; für die, welche Mittagsessen und Vesper in der Schule bekommen, monatlich 20 Frcs. Schulmänner, und zwar selbst römisch-katholische, klagen über den veräußerlichenden Einfluß jenes Schulbetriebes, der die arabische Jugend untüchtig und unlustig mache zur ernsten Arbeit des Ackerbaues und des Handwerks.

Die evangelische Schultätigkeit in Jerusalem beginnt mit der Amtsführung des Bischofs Samuel Gobat, des Begründers der Gobatschule auf dem traditionellen Zion, 1847, und gliedert sich in einen deutschen und einen englischen Zweig. Die bedeutendste Einrichtung auf deutscher Seite ist unstreitig das Syrische Waisenhaus mit einer Knaben- und Mädchenschule von zweihundertdreißig Schülern bezw. dreißig Schülerinnen und einem Schullehrerseminar von sechzehn Zöglingen. Letzteres darf als eine vorzügliche Bildungsstätte für eingeborenes Lehrermaterial bezeichnet werden. Zu diesen drei Internaten tritt noch ein solches für Blinde, in das bisher fünfzehn Kinder aufgenommen sind. Endlich glaube ich aber auch in diesem Zusammenhang die sogen. Geschäftsbetriebe des Waisenhauses nicht unerwähnt lassen zu dürfen, in denen die Kinder einen Lebensberuf erlernen sollen, wie Schusterei, Schneiderei, Druckerei, Schreinerei, Töpferei, Schmiede und Schlosserei, sowie die Landwirtschaft. Leider kommen die wenigsten der hier ausgebildeten jungen Leute ihrem palästinischen Vaterlande zugute; meist wandern sie aus.

In den Ruinen des Muristan neben der Erlöserkirche hat das Syrische Waisenhaus noch eine Kleinkinder- und eine Tagschule begründet, erstere zählt etwa hundertfünfzig Kinder, Knaben und Mädchen, letztere hundertzehn Schüler, zumeist griechisch-orthodoxen Bekenntnisses. Es wirken an ihr arabische Zöglinge aus dem Seminar des Waisenhauses. Diese Tagesschule hat sich unter der vortrefflichen Leitung ihres ersten Lehrers, dschirius jûsif, einen solchen Ruf erworben, daß ihm von seiten der Eltern seiner Schüler der Wunsch nach Einrichtung einer Oberklasse ausgesprochen ist, wogegen sie sich kontraktlich zum regelmäßigen Schulbesuch ihrer Kinder bis ins Konfirmationsalter verpflichten wollten.

Neben dem Syrischen Waisenhaus ist die Mädchenerziehungsanstalt der Kaiserswerther Diakonissen, Talitha Kumi, zu nennen, mit ca. hundertfünfundzwanzig Mädchen. Sie haben jetzt auch ein Lehrerinnenseminar eingerichtet, dazu eine Kleinkinder- und eine Tagschule. Wie die Schnellerzöglinge erhalten auch die Mädchen von Talitha Kumi europäische Kleidung.

Außerdem haben die Templer und die deutsche evangelische Gemeinde noch je eine Schule für ihre Kinder. Keine der übrigen europäischen Kolonien Jerusalems verfügt eben über so zahlreiche Nachkommenschaft, um eigene Anstalten zu begründen. Die deutsche Schule wird darum auch von Engländern, Russen und Juden besucht. Man schätzt die Gesamtzahl der unter deutsch-evangelischer Erziehung stehenden Kinder auf ca. tausend.

Neben der deutschen ist die ihr verwandte englisch-protestantische Schultätigkeit zu erwähnen. Hier arbeitet zunächst die kirchliche Missionsgesellschaft in der schon genannten Bischof Gobat-Schule mit etwa achtzig Kindern und einem mit ihr verbundenen Lehrerseminar mit zwölf Zöglingen. Dazu gehört noch eine Tagschule mit achtzig Knaben und dreihundert Mädchen; ferner die Londoner Judenmission, die über eine Knaben- mit vierzig und eine Mädchenschule mit sechsunddreißig Kindern verfügt; sie hat auch noch eine Mädchentagschule mit hundertzwanzig Schülerinnen. Endlich unterhält der anglikanische Bischof seit wenigen Jahren eine Tagschule, deren Schülerzahl sich auf siebzig Knaben — größtenteils Griechen, einige Lateiner und Moslems — beläuft. Hier wird Schulgeld erhoben, drei englische Pfund pro Jahr. Mit dieser Tagschule ist ein Internat verbunden, bestehend aus etwa dreißig Knaben und zwanzig Mädchen, ebenfalls gegen Entgelt.

Der Vollständigkeit wegen seien noch die Schulen der amerikanischen Kolonie, wie die der Armenier genannt.

Der numerisch bedeutendste Faktor im Jerusalemer Schulleben sind die jüdischen Schulen. Doch soll hier von den Thoraschulen, in denen nur das Talmudstudium betrieben wird, abgesehen werden. Von den übrigen Anstalten, die zwar auch auf streng jüdisch-religiöser Grundlage ruhen, aber die Kinder zugleich für moderne Kulturarbeit tüchtig machen sollen, sind drei zu nennen: die Handwerkerschule der Alliance israélite universelle, die ein Internat für Knaben und Mädchen ist, ver-

bunden mit einer Tagschule. In diesen Schulen sind insgesamt etwa fünfhundert Kinder. Dazu kommt das deutsch-jüdische Waisenhaus, neuerdings mit der sogen. Lämelschule vereinigt, einer 1856 von Frau Elise Herz von Lämel in Wien begründeten Anstalt mit über zweihundert Kindern, und drittens die englische Evelina von Rothschildschule für Mädchen, bestehend aus Tagschule und Kindergarten, von über sechshundert Kindern besucht.

Es ist nach dem Vorstehenden unzweifelhaft, daß vorwiegend natürlich in solchen Zentralen wie Jerusalem, aber auch im ganzen Lande Palästina eine eifrige Arbeit an der heranwachsenden Jugend geübt wird. Es fragt sich, welchen Erfolg man sich von all dieser Mühe und dem reichlichen Aufwand an Geldmitteln — denn die Schulen sind ja mit ganz geringen Ausnahmen Freischulen — versprechen darf.

Ich kann nicht leugnen, daß mir angesichts dieser Frage etwas bange wird.

Soll der Bevölkerung Palästinas wirklich geholfen werden, dann müßte seine Jugend heranwachsen in einer großen, wesentlich einheitlichen Erziehung. Wo ist diese Einheit? — Man vergegenwärtige sich die vorher entrollte bunte Musterkarte von Schulanstalten, die noch dazu miteinander aufs heftigste konkurrieren. Wie buntscheckig muß, seinem Charakter, seiner Bildung, seinem religiösen Glauben und seinen sittlichen Idealen nach das Volk werden, das aus diesen Schulen erwächst?

Soll der Bevölkerung Palästinas wirklich seitens der vielen Missionsanstalten ein Dienst getan werden, so müßte ihrer Jugend wenigstens die Liebe für die Heimat, das Verständnis für ihre Eigentümlichkeiten eingepflanzt und der Weg gezeigt werden, diese Heimat zu pflegen und emporzubringen. Was geschieht aber? — In einer großen Zahl von Schulen wird das Arabische, die Landessprache, in den Hintergrund geschoben. In vielen Internaten wird den Kindern die Nationaltracht ausgezogen und, wie z. B. im Syrischen Waisenhaus und Talitha Kumi dafür die geschmackloseste, abendländische Kleidung gereicht. Von Heimatskunde ist in manchen Anstalten so wenig die Rede, daß sie dafür, wie in der berühmten Bischof Gobat-Schule, die Namen der englischen Grafschaften hersagen lernen. Statt der Muttersprache, der Heimatskunde, der Betonung und Pflege berechtigter, nationaler Eigenheiten — fremde Sprachen,

fremdes Wesen! — Eine bedauerliche Jugend, ein geistiges Zwittergeschlecht, nicht mehr Araber, aber noch lange keine Europäer. Wird es einmal anders werden?

Das Schönste an dem Bilde des gegenwärtigen palästinischen Schullebens ist ohne Zweifel die sich mächtig bahnbrechende Erkenntnis der Eltern, wie wichtig es sei, ihren Kindern, Knaben wie Mädchen, eine Schulbildung zuteil werden zu lassen. Das ist ein wertvoller, weil gesunder Anfang. Vielleicht findet sich in späteren Generationen dazu ein gleichartiger Fortschritt, der das Echte und Gute des eigenen Besitzes höher zu schätzen weiß als europäischen Bildungsflitter.

VII.

Jerusalem einst und jetzt.

Das heutige Jerusalem ist keine echt orientalische Stadt mehr. Es teilt mit anderen Großstädten des Orients das Schicksal, daß es unter dem ständigen Eindringen abendländischer Kultur sein charakteristisches Bild verändert hat und weiter verändert, zum Leidwesen der Altertumsfreunde.

Dieser Wandel hat vor ca. fünfzig Jahren begonnen und vollzieht sich seit etwa drei Dezennien mit rapider Schnelligkeit.

Selbstverständlich soll damit nicht gesagt werden, daß die Stadt von ihrem ersten Auftreten in der Geschichte an bis ungefähr zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ihren ursprünglichen Charakter völlig unangetastet bewahrt habe, sie hat vielmehr auch in dieser Zeit schon manche durchgreifende Wandlung erfahren.

Über die erste Gründung Jerusalems wissen wir nichts. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts v. Chr. tritt es uns unter dem Namen urusalim zum ersten Male in der Geschichte als eine kanaanäische Großstadt entgegen. Wir besitzen einige in Keilschrift geschriebene Briefe, welche der damalige König dieser Stadt an seinen Lehnsherrn, den Pharao von Ägypten, gerichtet hat. Leider läßt sich aus ihnen nichts über Jerusalem selbst entnehmen.

Reichlich vier Jahrhunderte später, um das Jahr 1000 v. Chr., finden wir es in Händen der Israeliten, als Residenz

ihres Königs David, dessen Sohn Salomo ihren Umfang durch den Bau eines burgartigen Palastes mit Harem und Tempel vergrößerte, und so der Stadt erst den rechten, königlichen Glanz verlieh. Unter den folgenden Herrschern auf dem Throne Davids erfuhr es noch mancherlei bauliche Veränderungen, u. a. auch in strategischer Hinsicht. Als wichtigste dieser Art ist wohl die Wasserleitung zu nennen, welche die außerhalb der Stadt im Kidrontal gelegene Gihon-, heute Marienquelle, durch einen Felsentunnel, den sogen. Silohkanal, in die Befestigungen hineinführte, und so die Bewohnerschaft für den Fall einer Belagerung mit ausreichendem Wasservorrat versah. Es sei gleich hier bemerkt, daß dank dieser Vorkehrung, sowie infolge der zahlreichen Zisternen, die wir schon seit alter Zeit in Jerusalem voraussetzen dürfen, die wiederholt belagerte Stadt wohl über Hunger, aber niemals über Wassermangel zu klagen hatte; so z. B. nach dem Zeugnis des Alten Testamentes im Jahre 586 (vgl. 2. Kön. 25, 3). Damals vernichtete Nebukadnezar, der König von Babylon, das judäische Reich, zerstörte seine Hauptstadt und ließ Palast und Tempel in Brand stecken. So lag Jerusalem Dezennien hindurch in Trümmern. Erst mit der Rückkehr der jüdischen Gemeinde aus dem babylonischen Exil, 538, begann der Neuaufbau von Stadt und Tempel. Allzu großartig werden wir, mit Rücksicht auf gelegentliche Bemerkungen des Alten Testamentes, uns das wiedererstandene Jerusalem nicht vorstellen dürfen. Da kam, ungefähr zur Zeit Christi, aufs neue königliche Prachtliebe der Stadt zu Hilfe. Herodes der Große, ein Freund griechischer Kunst und Kultur, stattete seine Residenz dementsprechend aus. Sie erhielt u. a. ein Theater, Paläste und Grabdenkmäler. Vor allem aber verschönerte und vergrößerte er den Tempel, der dem salomonischen in keiner Weise nachstehen sollte. Noch heute bewundern wir die kolossalen, schön bearbeiteten Steine, die bei diesem Bau zur Verwendung gekommen sind, wie sie uns z. B. das Bild der Klagemauer zeigt. Herodes' Nachfolger sorgten für eine neue Stadtmauer, die zur besseren Verteidigung mit einer großen Zahl von Türmen versehen wurde. Der ganzen Herrlichkeit indes machte eine neue Katastrophe ein Ende: die Eroberung Jerusalems durch die Römer unter Titus im Jahre 70 n. Chr. Stadt und Tempel wurden abermals zu einem Schutthaufen gemacht, wie in den Tagen Nebukadnezars. Nur die Türme

des Herodes-Palastes überdauerten diese Zerstörung und dienten dem zurückgelassenen römischen Militär — es war die zehnte Legion — als Standquartier. Im Laufe eines halben Jahrhunderts sammelte sich an der Trümmerstätte eine neue Bevölkerung, Juden und Griechen; und als Kaiser Hadrian auf seinen Reisen auch diesen Ort besuchte, beschloß er, hier wieder eine Stadt aufzubauen; in ihr aber sollte den Juden der Aufent-



Die Klagemauer der Juden.

halt verboten sein. Aus einer israelitisch-jüdischen, die es bisher gewesen, wurde Jerusalem jetzt eine heidnische Stadt, eine römische Provinzialstadt, und blieb dies zwei Jahrhunderte hindurch.

Der heidnische Charakter der neuen Gründung dokumentierte sich vor allem darin, daß der Jahvetempel in eine Kultstätte des Jupiter verwandelt war. Auf dem heiligen Felsen hatte man eine Statue dieses Gottes errichtet, neben seinem Heiligtum ein Reiterstandbild des Kaisers. Der sogen. Pilger

von Bordeaux hat im Jahre 333 n. Chr., wie aus seiner Beschreibung Jerusalems hervorgeht, alles dieses noch mit Augen gesehen. Außerdem legte Hadrian zwei Bäder an, sowie ein Theater und noch verschiedene andere Prachtbauten. Was aber die Hauptsache war, er umgab die Stadt wieder mit einer Mauer, deren Lauf im wesentlichen dem der heutigen entspricht. Von dieser wurde der Teil Jerusalems, welcher als der älteste angesehen werden muß, und auf dem einst die Stadt Davids gestanden hatte, ausgeschlossen. Seit Hadrians Tagen liegt die eigentliche Davidsstadt vor den Toren Jerusalems und zwar an seiner Südostecke. Auch einen neuen Namen verlieh Hadrian seiner Schöpfung, sie hieß fortan Aelia Capitolina.

Erst um das Jahr 325, als Kaiser Konstantin Christ wurde, brach für Jerusalem eine neue Zeit an: aus der heidnischen wurde eine christliche Stadt und blieb es etwa drei Jahrhunderte; auch erhielt sie ihren alten biblischen Namen wieder, den wir übrigens noch immer nicht zu erklären wissen. Jetzt setzte die christliche Bautätigkeit ein. Da sie ein Hauptinteresse an den durch das Leben und Leiden des Heilandes geweihten Stätten nahm, so blieb der Platz des Jahve- bezw. Jupitertempels zunächst unbeachtet. Dagegen errichtete der Kaiser vor allem eine Basilika auf der Stätte des Todes Christi, die sogen. Grabeskirche. Aber auch auf dem Ölberg, als dem Ort der Himmelfahrt, und an vielen anderen Punkten, wurden Kapellen, Hospize und Klöster erbaut. Mit welchem Eifer in dieser Hinsicht gearbeitet worden ist, geht daraus hervor, daß schon um das Jahr 350 ein christlicher Pilger nicht imstande war, an einem Tage alle Gebetsstätten zu besuchen.

Unter Konstantins Nachfolgern erwarb sich eine besondere Bedeutung für die Baugeschichte der Heiligen Stadt Justinian (seit 530). Seine Prachtliebe widmete sich dem alten Tempelplatz. Der Hadriansbau wurde hier weggeräumt und an seiner Statt ein „Tempel des Herrn" errichtet und südlich davon eine Kirche für „Maria die Gottgebärerin" aufgeführt, beide in byzantinischem Stil.

Aber auch die christliche Zeit Jerusalems nahte ihrem Ende. Der Einbruch der Perser, 614, und seine zerstörenden Wirkungen wurden zwar noch verhältnismäßig schnell wettgemacht. Allein im Jahre 637 mußte man die Stadt dem Kalifen Omar übergeben. So wurde Jerusalem moslemisch und ist es mit einigen

Unterbrechungen nominell wenigstens bis jetzt geblieben. Auch ihr biblischer Name ist damals durch einen neuen, arabischen, ersetzt worden, il-quds, d. i. das Heiligtum. Nur die Abendländer, die Levantiner und die Juden gebrauchen heute noch den Namen Jerusalem.

Omar überließ noch den Christen ihre Kirchen, selbst die beiden auf dem Tempelplatz, zu ungehinderter Benutzung; aber schon unter seinem Nachfolger Abd el-Melik wurde das anders. Er nahm 680 die letztgenannten Heiligtümer in Beschlag und machte muslimische daraus. Auch die Grabeskirche erfuhr wiederholt empfindliche Vergewaltigungen. Die Situation der Christen wurde infolgedessen immer bedrängter. Doch die Kunde davon fand durch die zahlreichen europäischen Pilger im Abendlande weite Verbreitung, und so entstand hier die Bewegung zur Wiedereroberung der Heiligen Stätten, die Zeit der Kreuzzüge. 1099 nahmen die Kreuzfahrer Jerusalem ein; siebenundachtzig Jahre hindurch, während der Dauer des fränkischen Königreiches, gehörte die Stadt nun wieder der Christenheit. Mit großem Eifer wurden jetzt die Moscheen und ähnlichen Gebäude zu christlichen umgestaltet, und der Halbmond durch das Kreuz ersetzt. Auch neue Gebäude wurden in Angriff genommen, an denen man, soweit sie heute noch stehen, die Eile des Aufbaues deutlich wahrnimmt. So baute z. B. der Johanniterorden ein umfangreiches Herrenhaus und Hospital. Aber auch eine Reihe von neuen Kirchen und dergleichen wurde errichtet. Die Stadtmauer in Stand zu setzen, vergaß man; erst als der Feind im Anzuge war, machte man sich schleunigst auch daran. Allein es war unvermeidlich, daß 1187 die Stadt zum zweiten Male eine moslemische wurde. Jetzt wandelte man die Kirchen aufs neue zu Moscheen, das Kreuz wich wieder dem Halbmond. Das Johanniterhospital machte Saladin zu einem mūristân, einem Irrenhaus. Aus dem St. Annenkloster ward eine Hochschule; ihr Name eṣ-ṣalāhîje, nach ihrem Stifter Saladin, haftet noch heute an dem Gebäude. Dieses ist übrigens gegenwärtig eine, mit einem Kloster versehene Schule, in Händen der sogen. weißen Väter und wird selbst von Moslems besucht.

Schlimme Zeiten brachen jetzt über unsere Stadt herein. Wenn sie auch vorübergehend noch zweimal in der Gewalt der Christen war, so hatte das doch für ihr weiteres Geschick keine Bedeutung. Der Strom der Pilger versiegte nach und nach.

Und als schließlich im Jahre 1517 sich die ottomanischen Sultane Palästinas und seiner Hauptstadt bemächtigten, da war deren Schicksal endgiltig besiegelt: sie wurde für immer moslemisch. Sultan Soliman baute 1536—39 die Mauer, im Großen und Ganzen in der Richtung der Hadriansmauer und unter Benutzung alten Materials, neu auf; sie umgibt die Stadt noch heute. Den Christen aber wurde jegliches Bauen verboten. In den folgenden Jahrhunderten kam Jerusalem unter der türkischen Wirtschaft entsetzlich herunter. Im Inneren nahm Schmutz und Ruin von Jahr zu Jahr zu, und die Umgegend vor den Toren wurde eine Wüste, in der Räuber ihr Wesen trieben.

Im Jahre 1832 nahm Mehmet Ali, der Vizekönig von Ägypten, den Türken Palästina fort. Sein Adoptivsohn Ibrahim Pascha verwaltete es und residierte gewöhnlich in Jerusalem. Er schaffte Sicherheit und Ordnung im Lande; auch die Heilige Stadt empfand den Segen seines fortschrittbringenden Regimentes. Er gewährte Christen und Juden Toleranz; jenen zur Ausübung der Mission, diesen zum Bau von Synagogen. Er stellte die beiden Kasernen an der Antonia und am Davidsturm wieder her und baute die zwei Windmühlen außerhalb der Stadt. Die Eifersucht der europäischen Großmächte aber unterstützte die Türkei 1840 bei der Vertreibung Ibrahims und verhalf der doch genugsam bekannten türkischen Herrschaft wieder zum Besitz des Landes.

Allerdings muß, um der Wahrheit willen, hinzugefügt werden, daß seit jener Zeit die Regierungen Europas, unter ihnen nicht zum wenigsten die preußische, später die deutsche, ihr Interesse dem Lande gewidmet und dafür gesorgt haben, daß das gute Werk Ibrahim Paschas fortgesetzt werde. Im Pariser Frieden 1856 erlangten sie die Eröffnung des Landes für Niederlassungen und das Schutzrecht über diese. Mit der neu beginnenden Einwanderung von Europäern kamen die Konsuln der europäischen Staaten ins Land, unter deren Fürsorge sich die Existenzbedingungen der Abendländer zusehends gebessert haben. So ist es auch in Jerusalem seit 1840 in jährlich steigendem Maße vorwärts gegangen.

Die Bedeutung der Stadt beruht heute auf ihren, in den letzten sechs Dezennien entweder neu erstandenen oder wieder ins Leben gerufenen alten, religiösen Stiftungen, Kirchen, Klöstern,

Schulen und ähnlichen Instituten, wie dem hiermit verbundenen Pilger- und Touristenverkehr. Man schätzt den jährlichen Fremdenbesuch Jerusalems gegenwärtig auf etwa 50000 Menschen.

Er macht natürlich umfangreiche Vorkehrungen zur Beherbergung der Gäste erforderlich. Daher sind zahlreiche Hospize und Hotels entstanden. Unter jenen sei das preußische Johanniter- und das deutsche katholische Hospiz genannt; ferner das österreichische, das russische und das französische von Notre Dame de France; endlich die casa nuova der Franziskaner. Ihre Zahl wächst noch immer, ebenso wie die der europäischen Hotels.

Aber auch dem sonstigen Gewerbsleben brachte und bringt dieser Fremdenverkehr neue Anregung. Zwar die meisten Gebrauchsartikel für die Wohnung und Kleidung, Geräte aller Art, auch Konserven und Getränke werden für die ansässigen und durchreisenden Europäer importiert; aber es gibt doch heute schon Bäcker, sogar Konditoren. Der erste preußische Konsul hat 1842 selbst noch für die Herstellung seines Brotes Sorge tragen müssen. Es gibt heute Fleischer und Delikateßhändler, Schneider, Schuhmacher, Sattler; ferner Tischler, Mechaniker verschiedener Gattung, natürlich auch Photographen; endlich Ärzte, Zahnärzte, Apotheker und Drogisten. Die Gewerbetreibenden sind fast ausnahmslos deutsche Einwanderer und Juden.

Über das weitere Verkehrswesen vergl. Vortrag V. Hier sei nur Jerusalem betreffend noch folgendes bemerkt: der Pascha, welcher seit dem vorigen Jahr an der Spitze der Verwaltung steht, hat zur Aufrechterhaltung der Ordnung und Sicherheit neue Polizeibüros einrichten lassen. Unter ihm ist auch eine allgemeine Straßenreinigung eingeführt, mit Straßenkehrern und einem veritablen Sprengwagen, so daß es heute wie ein Märchen erscheint, was einst Tatsache war, daß sich nämlich am 2. Dez. 1858 ein Reinlichkeitsverein unter den Europäern Jerusalems bildete, welcher sich u. a. die Aufgabe gestellt hatte, die Kadaver wenigstens der größeren Tiere aus den Straßen der Stadt entfernen zu lassen. Letztere werden seit vorigem Jahr des Abends von mehr als vierhundert Petroleumlaternen, nicht nur in den inneren Bezirken, auch in den Vorstädten erleuchtet, während bisher jeder nach Eintritt der Dunkelheit gezwungen war, mit einer Laterne in der Hand auszugehen, oder sich solche von einem Diener voraustragen zu lassen.

Freilich kosten solche Verbesserungen Geld, und da die Stadt an sich arm ist, sind sie nur durchführbar gewesen mit Hilfe einer neuen Steuer, zu der gerechterweise auch die Europäer herangezogen worden sind.

Endlich hat die Regierung noch eine amtliche Feststellung der Bevölkerungsziffer angeordnet, deren Ergebnis aber bisher nicht bekannt geworden ist. Ehedem hat man immer schätzungsweise die Einwohnerzahl zu ermitteln gesucht und das von verschiedenen Gesichtspunkten aus gewonnene Resultat war ungefähr folgendes: Moslems höchstens 7000, Christen etwa 13000, Juden über 40000, insgesamt ca. 60000 Seelen. — Ist das Jerusalem unserer Tage nun eine moslemische, christliche oder jüdische Stadt zu nennen? — Offiziell ist es natürlich moslemisch, denn die Moslems sind die Herren; auch haben sie hier ihr zweitgrößtes Heiligtum, den Felsendom auf dem Tempelplatz. Numerisch betrachtet aber ist Jerusalem wieder eine jüdische Stadt geworden. Ihre jüdische Bevölkerung indes ist größtenteils sehr arm und darum ohne Einfluß im kommunalen Leben. Endlich aber mag man die Stadt gegenwärtig nicht mit Unrecht auch als eine christliche bezeichnen. Das Urteil entspricht den Tatsachen, daß das Glockenläuten dort zurzeit kein Ende nimmt. So hätten denn die drei Religionen, jede in ihrer Weise, ihre Ansprüche auf den heiligen Boden realisiert und endlich den Modus eines friedlichen Nebeneinanders daselbst gefunden.

Was das heutige Aussehen der Stadt betrifft, so denkt sie sich der Tourist, der sich anschickt, sie zu besuchen, wohl gern hoch oben auf kahlen, düsteren Höhen, von zinnengekrönten Mauern umschlossen, mit altersgrauen Toren geschmückt; er stellt sich die Heilige Stadt gern vor als den unwandelbaren Zeugen einer großen Vergangenheit inmitten dieser wechselnden Welt.

Allein er findet alles ganz anders. Die Eisenbahn bringt ihn bis an die Stadt, ein Bahnhof, von der Größe dessen einer deutschen Kleinstadt, empfängt ihn, eine wenig saubere, zweispännige Droschke nimmt ihn auf. In scharfem Trabe geht es über staubige Wege durch eine Vorstadt, die mit ihren kleinen, in Straßenfront aufmarschierten Häusern, wie unser Bild zeigt, einen nichts weniger als orientalischen Eindruck macht. Bald darauf gelangt er zum eigentlichen Jerusalem. Ein Stück Stadtmauer aus dem

sechzehnten Jahrhundert und ein rissiger Turm aus den Tagen des Herodes, heute die Zitadelle oder Davidsturm genannt, begrüßen ihn am Jâfator. Über dieses hinaus verschwindet wieder die alte Mauer hinter modernen Bauten, Läden, Postämtern, Bank- und Reisebüros, Mietshäusern usw. Biegen wir im Laufe der Jâfastraße nach Osten um, so liegen dort Klöster und Hotels, der Russenbau, einige Judenkolonien: ein wahrer Belagerungsgürtel für die alte Stadt. Nur hier und da wird es dem suchenden Auge möglich, ein Stück Stadtmauer zu erblicken. Erst gegen die Nordostecke hin tritt diese wieder



Weg vom Bahnhof an der Montefiore-Judenkolonie vorbei.
Im Hintergrunde eine der Windmühlen.

frei hervor, desgleichen ist sie im Osten und Süden sichtbar, dank den tiefen Tälern, welche die Stadt hier einschnüren und ihr das altertümliche, orientalische Aussehen sichern.

Innerhalb der Mauern sind die einzelnen Stadtviertel, das moslemische nördlich und westlich des Tempelplatzes, das jüdische südwestlich davon, das christliche mit der Grabeskirche und das armenische mit dem Kloster, fast noch ganz so, wie vor fünfzig Jahren. Vermutlich wird sich hierin auch wenig ändern, so lange die Mauern bleiben. Aber wie lange mag das noch sein? — Strategisch sind sie heute wertlos. Die Gräben vor den Mauern wurden von der Regierung nach und nach schon als Bauplätze verkauft. Ob nicht eines Tages auch diese selbst

auf Abbruch veräußert werden? — Gelegentlich des Besuches unseres Kaiserpaares in Jerusalem 1898 hat man skrupellos am Jâfator für den offiziellen Verkehr ein Stück Stadtmauer beseitigt, ohne es später wieder aufzurichten. Offenbar ist die Regierung selbst mit dieser neuen Passage sehr zufrieden. Denn das Jâfator ist die Stätte, wo das gesamte öffentliche Leben Jerusalems am stärksten pulsiert, wo man Orient und Occident in ihren Trachten, Gewohnheiten und Interessen auf engem Raume den ganzen Tag durcheinander wogen sieht.

Schon am frühen Morgen wird es hier lebendig. Aus Bethlehem und Umgegend kommen die Fellachen, Männer und Frauen, herein; gewöhnlich in kleineren oder größeren Trupps, meist in lebhafter Unterhaltung. Die Männer gehen auf Arbeit als Maurer oder Steinmetzen; die Frauen, Körbe mit Gemüse oder Obst auf dem Kopfe tragend, lassen sich am Fuße der Zitadelle nieder, bauen ihre Vorräte auf und warten eines Käufers. Fast niemals habe ich sie ihre Waren den Vorübergehenden anpreisen hören. Plötzlich vernehmen wir hinter uns Rufe: „Herr! Herr! — Hüte deinen Rücken!" Sechs bis acht Esel kommen dahergetrabt. Hinter ihnen, auf einem neunten ein brauner, hübscher Fellachenjunge mit fliegendem Kopftuch und einem langen Stock in der Rechten, mit dem er seine Tiere zur Eile antreibt. Er schafft mit ihrer Hilfe Steine zu einem Bau und ist eben auf dem Wege, die erste Ladung zu holen. Diesen Hinweg legt er gern im Trabe zurück, denn mit der Last auf dem Rücken können die Esel nur langsam vorwärts. Schon rollen die ersten Droschken vorüber. Sie bringen Touristen zum Bahnhof, die nach Jâfa wollen, zurück auf ihr Schiff, zurück in die Heimat. Für das Geld, das sie in Jerusalem und Jericho, und wohin man sie sonst geführt hat, gelassen haben, nehmen manche nur flüchtige, manche aber fürs Leben bleibende Eindrücke mit sich fort. Nach und nach beginnt das eigentliche Geschäftsleben am Tor. Die Lastträger aus der Stadt finden sich ein; vielfach jemenitische Juden, starke, sehnige Gestalten, in Lumpen gekleidet, ein dickes Polster von Lumpen auf dem Rücken. Dieses dient ihnen als Stütze für die zu tragende Last, die nur noch von einem Strick gehalten wird, den sie quer über die Stirn legen. Einen leichteren Beruf haben die Geldwechsler erwählt: sie bauen in irgend einem Winkel ihren auf vier hohen Beinen ruhenden Geldkasten auf

und verdienen, dahinter stehend oder sitzend, ihr Brot durch Einwechseln von Kleingeld, das in Jerusalem stets ein rarer Artikel ist. Weiter kommen die Reittiervermieter mit ihren Eseln oder Pferden. Diese Leute besitzen, weil sie fast nur mit Fremden zu tun haben, eine erstaunliche Sicherheit im Erkennen der Nationalitäten. Sie irren sich wohl nie darin, ob sie einen Deutschen — oder wie sie ihn bezeichnenderweise nennen, einen Prussiani, ob sie einen Engländer, Franzosen oder Russen — Moskowi wie sie sagen — vor sich haben. Und da sie von jeder europäischen Sprache etwa ein halbes Dutzend Wörter aufgeschnappt haben, so pflegen sie den Betreffenden gleich in seiner Muttersprache zu begrüßen. Auch einen Droschkenstand gibt es am Jâfator. Die Gefährte — Tiere, Wagen, Kutscher meist gleich schmierig — vermitteln gewöhnlich für einen Métallik, eine ganz geringe Blechmünze, pro Person den Verkehr zwischen der nördlichen Vorstadt und dem Tor. Vier Leute haben im Wagen Platz, sechs bis acht, häufig noch jeder mit einem Gepäckstück, werden hineingestopft. Das Schellengeläute der Pferde hört man den ganzen Tag; es ist ein wesentlicher Bestandteil des Jerusalemer Straßenlärmes.

Jetzt mischt sich auch die bunte Schar der Straßenhändler unter die Menge der Gehenden und Kommenden. Dieser bietet Backwaren feil, jener kocht einem auf Wunsch eine Tasse Kaffee. Ein dritter preist seine Limonade an oder Früchte usw. Eine ganze Schar von Jungen umlärmt den Fremden, um seine bestaubten Stiefel zu reinigen. Ein bedeutsames Erheben des Stockes genügt, daß sich diese dienstbeflissenen Geister in angemessene Entfernung zurückziehen. Hin und wieder drängt sich auch ein Bettler heran. Es ist ein Aussätziger, der sein Blechgefäß — meistens eine ausgediente Konservenbüchse — hinhaltend um eine Gabe bittet; fortwährend wiederholt er in weinerlichem Tone sein: „Ich bin ein Aussätziger, Herr!" — Mitten unter dem Menschengewühl reitet auf seinem weißen Esel, mit rotem Sattelzeug, ein wohlsituierter Jerusalemer, zwar einen Marktkorb am Arme, aber mit der Würde eines Herrschers. Er begibt sich zum Fleischer oder Gemüsehändler, um den Einkauf für die Küche zu besorgen.

Daneben begegnen uns römisch-katholische Mönche: der Franziskaner in brauner Kutte, die gelehrten Dominikaner mit vergeistigtem Gesicht, in weißem Ornat und schwarzem Hut;

ferner in ihren schwarzen Talaren, aber mit verschiedener Kopfbedeckung, der armenische und griechische Priester, sowie der griechische Mönch. Letzterer trägt das lange, schwarze Haar nach Frauenart in einen Knoten geschlungen. Es kommt der polnische Jude im Sabbatkaftan von farbenprächtigem Samt; unter der breitrandigen Pelzmütze, die er auch bei der Sonnenglut Palästinas nicht ablegt, treten die wohlfrisierten Stirnlocken hervor. Daneben der Effendi in einer scheußlichen Mischung von europäischer und orientalischer Kleidung: zum Fez und arabischen Kumbaz trägt er einen modernen Sommerüberzieher und ist gewiß nicht wenig stolz auf diesen vermeintlichen Kulturfortschritt. Wir sehen den amerikanischen Reverend im schwarzen Anzug, den Tropenhelm auf dem Kopfe, auf seinem Gesicht Bigotterie und Blasiertheit zugleich. Hinter ihm her kommt die Charaktergestalt eines „Hadschsch", eines Negers, der die Wallfahrt nach Mekka und Jerusalem gemacht hat und nun hier Dienste tut als Wächter einer Postanstalt oder einer Schule. Es sind meist Leute von anerkannter Zuverlässigkeit. Weiter treffen wir die englische Dame im modernen Reisekostüm, den photographischen Apparat schußbereit; die französische Nonne im hellblauen Kattunkleid mit einer mächtigen weißen Kopfbedeckung; die deutsche Diakonisse mit dem Häubchen der Kaiserswerther Schwestern.

Mancher Trupp von Menschen zieht noch vorüber, so z. B. in Reih und Glied eine Schar Schneller-Zöglinge. Sie sind fränkisch eingekleidet und zwar mit so völligem Verzicht auf Geschmack, daß sie uns nach ihrem Anzug entschieden den Eindruck einer Rotte von Zuchthaussträflingen machen. Ein neuer Zug naht: es sind römisch-katholische Pilger. Voran einige geistliche Herren, deren Leibesumfang sogleich die deutsche Herkunft verrät. Die Pilger tragen jeder am linken Arm eine weiße Binde mit — ihrer Nummer. Sie werden, fromme Lieder singend, nach Bethlehem geführt. Endlich eine Kolonne russischer Pilger, Männer und Frauen. Der Duft, der sie umgibt, und der noch längere Zeit nach ihrem Vorbeimarsch zu spüren ist, und die typische russische Bauernkleidung: auf dem struppigen Haar eine Tellermütze, ein auf nordischen Winter berechnetes Halstuch, ein derber, dunkler Schoßrock, von Schmutz starrend, und kolossale Transtiefeln, die bisweilen auch die Frauen anhaben, verraten unverkennbar die Heimat dieser Leute. Ein

Bündel mit ihren Habseligkeiten und häufig auch einen Teekessel in der Hand, so wandern sie die sogen. heiligen Stätten ab; wandern sie ab und küssen sie ab, und glauben Jünger dessen zu sein, der die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit gefordert hat.

Was zum Schluß diese heiligen Stätten Jerusalems betrifft, so haben natürlich Namen wie Gethsemane und Golgatha für den Christen einen besonderen Klang. Sie einmal kennen zu lernen ist auch für einen Anhänger des evangelischen Bekenntnisses ein durchaus verständlicher Wunsch.

Die Stätte von Gethsemane kennen wir. Ob die jetzigen Ölbäume daselbst aber die Zeugen des Seelenkampfes unseres Herrn gewesen sind, ist zweifelhaft (vgl. Vortrag IV). Zweifelhaft ist auch, zum Teil wenigstens, der Weg, auf dem er am Palmsonntagmorgen seinen Einzug gehalten hat. Nach dem Johannisevangelium ist er von Bethanien hergekommen, der Bericht der drei übrigen Evangelien läßt ihn von der Höhe des Ölberges herabsteigen.

Schwere Bedenken erheben sich weiter gegen die Echtheit der via dolorosa, des Leidensweges Jesu, wie man ihn heute zeigt. Dieser nimmt nämlich seinen Anfang an der herodianischen Antoniaburg, also dort, wo heute die Kaserne am Tempelplatz liegt. In nächster Nähe befindet sich der sogen. Eccehomobogen, östlich von welchem ein umfangreiches, altes Pflaster aufgedeckt ist. Jener Bogen würde als der Eingang zur Burg, das Pflaster als ihr Vorhof, das „Hochpflaster" des Evangeliums, anzusehen sein. Hier hätte Pilatus' Richterstuhl gestanden, hier er den Heiland überantwortet, daß er gekreuzigt würde (vgl. Joh. 19, 16). Unter dem Eccehomobogen fort soll dann Jesus seinen Leidensweg angetreten haben, zunächst in westlicher Richtung bis dahin, wo heute das österreichische Hospiz steht; alsdann nach einer kurzen Abbiegung nach Südosten, wieder die westliche Richtung annehmend, nahe an dem heutigen preußischen Johanniterhospiz vorüber zur Grabeskirche.

Daß dieses Heiligtum am Platze der historischen Richtstätte und des Grabes Jesu steht, darf als möglich, ja als sehr wahrscheinlich bezeichnet werden. Ob aber der oben skizzierte, traditionelle, auch der wirkliche Leidensweg unseres Herrn gewesen, wird durch folgende Gründe zweifelhaft: die früheste Nachricht von der heutigen via dolorosa stammt erst aus der Zeit der

Kreuzzüge und ist nicht älter als ca. 1200 n. Chr. In den Einzelheiten ferner weichen die Berichte aus jener Zeit von einander ab, so daß man klar erkennt, eine feststehende Ansicht über den Leidensweg hat es selbst damals noch nicht gegeben. Außerdem aber erheben sich gegen den Ausgangspunkt der heutigen via dolorosa die schwersten Bedenken. Josephus nämlich berichtet, daß die römischen Landpfleger in dem Herodespalast, nahe dem jetzigen Jâfator, residiert haben, nicht in der Antoniaburg. Hier also stand auch ihr Richterstuhl. Von hier, werden wir demnach anzunehmen haben, hat auch der Heiland seinen Weg zur Richtstätte genommen. Wie dieser wirklich gelaufen ist, darüber lassen sich allerdings nur Vermutungen, und zwar eine ganze Zahl gleichberechtigter, aussprechen. Über den Eccehomobogen und das alte Pflaster aber sei zum Schluß noch bemerkt, daß sie beide, nach Josephus' Schilderung der Belagerung und Zerstörung Jerusalems durch die Römer zu schließen, sicher jünger sind als der Heiland; vielleicht gehören sie, wenn man einer darüber neuerdings geäußerten Vermutung zustimmen will, der Aelia capitolina des Hadrian zu.

Ist der traditionelle Anfang des Leidensweges auch historisch zweifelhaft, so kann man doch, wie gesagt, den Platz der heutigen Grabeskirche mit einigem Recht als die Stätte ansehen, wo der Heiland gekreuzigt, gestorben und begraben ist. Es hat auf mich einen erschütternden Eindruck gemacht, daß an der Stelle, wo jener Größte unter den Menschenkindern sein Lebenswerk in qualvollstem Tode vollbracht hat, Leute, die seine Jünger sein wollen, dem finstersten Aberglauben sich hingeben; ja, daß dieses von solchen, die sich zu seinem Dienst berufen glauben, noch mit allen Mitteln gepflegt und gefördert wird.

Schon die Fassade der Grabeskirche mit ihren, verschiedenen Zeiten entstammenden Bauelementen hat nichts Gewinnendes. Nähern wir uns dem Portal, so fällt zunächst die türkische Militärwache auf; ihr Amt ist es, darüber zu wachen, daß sich die christlichen Konfessionen nicht zu Ehren des Erlösers die Köpfe einschlagen. Treten wir noch einen Schritt näher, so sehen wir links vom Eingang in der Ritze eines Pfeilers ausgezogene menschliche Zähne, von den einstigen Besitzern dort eingesteckt: es gilt das als ein sicheres Mittel gegen weiteren Zahnschmerz. Dieses eine Detail ist charakteristisch für das ganze Innere der Kirche. In ihr herrscht ständig ein Halb-

dunkel, an welches das Auge des Besuchers sich erst gewöhnen muß. Ich will jedoch über alle die Einzelheiten, in welchen sich hier menschlicher Aberglaube genug tut, hinweggehen und nur von der Gelegenheit erzählen, bei welcher er, zusammen mit allen möglichen anderen Leidenschaften, wahre Orgien feiert:



Die Fassade der Grabeskirche.

es ist bei dem Fest des heiligen Feuers am Sonnabend vor dem griechischen Ostern, nachmittags 2 Uhr.

Schon am Karfreitag füllt sich die Kirche, in der die Gläubigen übernachten, um sich einen Platz zu sichern. Am Sonnabend, zur genannten Stunde, durchzieht eine Prozession der hohen Geistlichkeit die Kirche und begibt sich in die Grabkapelle. Alle Ampeln und Lichter werden unterdessen ausgelöscht. Das anwesende Volk ist in höchster Spannung, die Priester beten. Mit einem Male reicht einer aus einer Luke

der Grabkapelle das, angeblich eben auf das Gebet hin vom Himmel gefallene Feuer heraus. Das ist der Höhepunkt dieser gottesdienstlichen Feier. Jetzt entsteht ein furchtbarer Tumult, nicht selten in eine reguläre Schlägerei ausartend. Denn jeder will als erster seine Kerze an dem heiligen Feuer entzünden; gilt es doch als wundertätig! Die Christendörfer aus der Nähe Jerusalems schicken je ihren stärksten Mann, daß er gegen angemessene Bezahlung die erste brennende Kerze erkämpfe. Ist das Feuer einmal aus der Luke herausgereicht, so sind auch im Nu von allen Anwesenden die Kerzen entzündet, die ganze Kirche erleuchtet. Man erhält, durch Vermittlung des zuständigen Konsulats, zu dieser Feier Eintrittskarten und darf ihr von einer Empore aus in schwindelnder Höhe beiwohnen.

Es war auch einst zu Ostern in Jerusalem, da machte sich einer eine Geißel aus Stricken und trieb sie alle zum Tempel hinaus, samt den Ochsen, Schafen und Tauben, die sie feil hielten, verschüttete den Wechslern das Geld und stieß die Tische um: Jesus reinigte den Tempel. Dieser Tempel steht lange nicht mehr; und nicht des Heilands Lehre, sondern Muhammeds Gebote gelten heute an jener Stätte.

Sie zu betreten ist seit dem Krimkriege, 1853—56, den „Ungläubigen", unter Führung eines Konsulatskawassen und eines türkischen Soldaten, gestattet. Hier finden wir auf dem Gipfel des Zionberges das zweitgrößte Heiligtum des Islam, irrtümlich als Omar-Moschee bezeichnet, von den Moslems Felsendom genannt, weil er über dem heiligen Felsen erbaut ist. Dieser, der einst dem Jebusiter Aravna als Tenne diente, wurde von David erworben, Salomo errichtete auf ihm seinen Brandopferaltar. Von wie nachhaltiger Bedeutung ist dieser Platz gewesen in der Geschichte Israels! — Alle seine Hoffnungen und Enttäuschungen, seine geistigen Triumphe und seine irdischen Niederlagen stehen in irgend welcher Beziehung zu ihm. Die Erinnerung an diese wechselnden Geschicke, dazu der weite Ausblick auf luftiger Bergeshöhe, haben etwas Ergreifendes und Erhebendes, und in ganz anderer Stimmung verlassen wir diese Stätte, als jene dumpfen, dunklen Hallen der Grabeskirche.

Buchdruckerei Julius Klinkhardt, Leipzig.

Schellings Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums. Neu herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. OTTO BRAUN. 8°. XXIII u. 170 S. Geh. M. 2.60, in Originalleinenbd. M. 3.20.

Diese Schrift ist ein lebendiges Zeugnis jenes glühenden Idealismus, der in der Blütezeit deutscher Spekulation auf unseren Universitäten herrschte. Sie hält unserer zum Spezialistentum neigenden Zeit das Ideal einer großen Einheit der Wissenschaft vor, vertieft durch eine metaphysisch-künstlerische Weltanschauung. In glänzender Sprache geschrieben, erscheint sie berufen, auch in der modernsten Bestrebung zur Konzentration und wahren Kultur vertiefend und klärend einzugreifen.

Die Einleitung des Herausgebers gibt ein klares Bild der historischen Stellung Schellings und der Bedeutung der Vorlesung in seine Philosophie und für die Gegenwart.

Schellings geistige Wandlungen in den Jahren 1800—1810. Von Dr. OTTO BRAUN. 8°. 76 Seiten. Geheftet M. 1.80.

In der vorliegenden aus Euckens Schule hervorgegangenen Untersuchung sucht der Verfasser die letzten Triebfedern in der Weltanschauung Schellings klarzulegen, die sich aus ihnen ergebende Ausgestaltung des Weltbildes zu schildern und den eigentümlichen Lebenstypus zu zeichnen. Insbesondere verfolgt er anhand von Schellings Schriften die so tiefgehenden Wandlungen, die den Philosophen in den Jahren 1800—1810 von Optimismus und Lebensdrang zu einer der Lebensverneinung zuneigenden Weltanschauung führten.

Kunst und Philosophie bei Richard Wagner. Akademische Antrittsvorlesung von Prof. Dr. RAOUL RICHTER. 8°. 50 S. Geschmackvoll broschiert M. 1.—.

Dr. W. Olshausen schreibt in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung: „Die knappe, oft nur andeutende Behandlung gerade der interessantesten und tiefsten Fragen erklärt sich aus der notwendigen Begrenzung . . . . Um so mehr muß die Kunst und das weise Maßhalten anerkannt werden, die es dem Leser ermöglichen, die Fülle des Stoffes in seiner vielgegliederten Anordnung als schöne klare Einheit zu erfassen. Hinweisen möchte ich nur auf die Erörterung der Stellung Wagners zu Feuerbach und Schopenhauer und die lehrreiche Darlegung der eigentümlichen Verknüpfung, welche die durchaus entgegengesetzten Tendenzen dieser beiden Denker in Wagners Geist erfahren.“

Prospekte unentgeltlich und postfrei

RELIGION

Volksleben im Lande der Bibel. Von Prof. Dr. M. Löhr. 138 Seiten mit zahlreichen Städte- und Landschaftsbildern. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit den gesamten Forschungsergebnissen über Palästina wohl vertraut und auch aus eigener Anschauung mit dem Lande wohl bekannt, war der Verfasser aufs beste geeignet, uns dessen Bewohnerschaft vorzuführen .... Eingeleitet wird die Schrift mit einem allgemeinen Kapitel über die Landesnatur und die Bevölkerung. Die folgenden sind spezieller und überschrieben: Das häusliche Leben; das Geschäftsleben; das geistige Leben; Jerusalem einst und jetzt." Globus.

Sabbat und Sonntag. Von Professor Dr. H. Meinhold. 126 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Laie kann sich zur Zeit nirgends schneller und besser über diesen Gegenstand von immer neuer Aktualität unterrichten."
J. Smend. Monatsschr. f. Gottesdienst u. kirchl. Kunst. 15. Jahrg.

„Recht frisch, klar und inhaltsreich. Besonders, was über den Sabbat im Leben der jüdischen Gemeinde erzählt wird, war in dieser Anschaulichkeit meines Wissens bisher noch nirgend geboten. M. beschränkt sich aber nicht auf sein eigentliches Arbeitsgebiet, sondern verfolgt den Sonntag durch seine ganze Geschichte in sehr ansprechender Weise. Man kann sich zu interessanten Vorträgen über das Wesen des Sonntags und seine Geschichte gar kein besseres Material denken!" Evangelisch-protestant. Kirchenblatt.

Die Poesie des Alten Testaments. Von Professor Dr. E. König. 164 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine gedrängte und doch reichhaltige Darstellung der alttestamentlichen Poesie, die nach allgemeinen Erörterungen über den Charakter derselben sie in episch-lyrische, episch-didaktische, reindidaktische, reinlyrische und dramatische Dichtungen zerlegt, das Wesen jeder dieser Gattungen beschreibt und gut gewählte Proben für sie beibringt." Theologischer Literaturbericht.

Einführung in das Alte Testament. Von Professor Dr. M. Löhr. 124 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Das Alte Testament ist eine Sammlung, dessen einzelne Teile von ihrem ältesten bis zu ihrem jüngsten rund ein Jahrtausend umspannen. Durch dieses einzigartige literarische Denkmal will Verfasser dem Laien ein Führer sein. Er will die Eigenart der biblischen Überlieferungen erklären, ihren Werdeprozeß, ihr Verhältnis zu den Literaturen des Orients usw. Dabei ergeben sich naturgemäß auch eine Fülle von Betrachtungen über den ethischen und kulturellen Charakter der Bibel.

David und sein Zeitalter. Von Prof. Dr. B. Baentsch. 176 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Vertraut mit der Methode und den Ergebnissen der neuerdings so reich ausgebeuteten alttestamentarischen Wissenschaft entrollt Verfasser das Gemälde des epochemachenden Davidschen Zeitalters und dessen beherrschender Gestalt, um sie dem modernen Menschen nahezubringen. Es schildert die allgemeine Weltlage, David bis zur Königswahl und als König und schließt mit einer Charakteristik desselben als Regent, Politiker und Mensch."

Das Wissen für Alle.

Das Christentum. Fünf Vorträge von Prof. Dr. C. Cornill, Prof. Dr. E. von Dobschütz, Geheimrat Prof. Dr. W. Herrmann, Prof. Dr. W. Staerk, Geheimrat Prof. Dr. E. Troeltsch. 168 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wenn hervorragende Forscher einmal dazu schreiten, sich für ihr Fach auf den wesentlichen Ertrag ihrer und fremder Arbeit zu besinnen und ihn in knapper, gemeinverständlicher Form darzubieten, so bedeutet das für sie selbst eine Tat und verspricht für die Nichtfachgenossen eine Quelle reicher Belehrung. Beides trifft, so billig es ist, in vollem Maße zu für das vorliegende kleine Buch ..... Schon die Titel der Vorträge sind geeignet, die Leselust aller zu wecken, welche erfahren möchten, was die moderne Theologie über Christentum und seine Vorgeschichte zu sagen hat."

Preußische Jahrbücher.

Christus. Von Prof. Dr. O. Holtzmann. 152 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das ist ein ungeheuer inhaltreiches Buch. Da ist mit Gelehrsamkeit und feiner Beobachtung alles an großen und kleinen oft übersehenen Zügen zusammengetragen, was einigermaßen als tragfähiger Baustein verwendbar sein könnte. Ein Versuch, aus den Bruchstücken, in die sich tatsächlich die Evangelien auflösen, das Gebäude neu aufzuführen."

Die christliche Welt.

Paulus. Von Professor Dr. R. Knopf. 127 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Im Gegensatz zu Wredes Paulus ein wirkliches Volksbuch; klar und fesselnd geschrieben, wissenschaftlich gut begründet, zu weitester Verbreitung geeignet."

Wi. Zeitschrift für wissensch. Theologie.

Inhalt. 1. Paulus vor seiner Bekehrung; 2. Bekehrung und Anfänge der Missionsarbeit; 3. große planmäßige Weltmission; 4. Gefangennahme in Jerusalem und Überlieferung über die letzten Lebensjahre des Apostels; 5. Paulus Kampf mit den judaistischen Gegnern; 6. Paulus und seine Mission; 7. seine organisatorische Tätigkeit an den Gemeinden; 8. seine Theologie und Frömmigkeit.



Der schwarze Obelisk Salmanassars II. Aus Löhrs Einführung.

Die evangelische Kirche und ihre Reformen. Von Prof. Dr. F. Niebergall. 167 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Ich wüßte nicht, wie diese zarte und schwierige Aufgabe glücklicher angegriffen und gelöst werden könnte, als es von Niebergall geschieht. Er hat den Theologen ausgezogen, als er die Feder ergriff, und doch verrät jede Seite die gründlichste Kenntnis der geschichtlichen Bedingungen und der gegenwärtigen Lage der Kirche. In seiner Schreibart paßt er sich völlig der Ausdrucksweise gebildeter Laien an und weiß die Probleme ohne alle technische Terminologie klar und plastisch zu bezeichnen. Die Formulierung hat oft etwas herzerfrischend Drastisches." Erich Foerster. Die christl. Welt.

Das Christentum im Weltanschauungskampf der Gegenwart. Von Prof. Dr. A. Hunzinger. 154 S. In Origb. M. 1.25

„Es ist mit besonderer Freude zu begrüßen, daß der tüchtigste Apologet unserer Kirche in dieser Sammlung zu unserem gebildeten Publikum so sprechen kann. Auch in dieser Darstellung erweist er sich als ein Meister in der Beherrschung des Stoffes und in der künstlerischen Darstellung. Die nüchterne Kritik, die objektive, historische Untersuchung kommen voll und ganz zu ihrem Rechte. Und das Resultat ist, daß die Wucht der Tatsachen überführt und überzeugt und der Wahrheit zum Siege verhilft." Sächs. Kirchen- und Schulblatt.

Christliche Kunst vergl. S. 11.

PHILOSOPHIE / PÄDAGOGIK

Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. P. Menzer. Ca. 160 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

Das Buch will einem Worte Kants entsprechend nicht so sehr Philosophie als philosophieren lehren. So beginnt die Darstellung mit einer Einführung in die eigentümliche Fragestellung der Philosophie und ihre Bedeutung. Es wird gezeigt, welche Umformung die denkende Betrachtung der Wirklichkeit an dem Weltbilde des naiven Menschen vornimmt. Die Frage nach den Grenzen des Erkennens und die Antworten der Metaphysik werden behandelt. Den Abschluß bildet der Versuch, auf dem Boden wissenschaftlicher Erkenntnis eine Weltanschauung zu begründen.

Geschichte der Philosophie. Von Professor Dr. A. Messer. Band I. Die antike Philosophie. Band II. Geschichte der neueren Philosophie bis Kant. Band III. Geschichte von Kant bis zur Gegenwart. Je ca. 160 S. In Originalleinenband je M. 1.25

Eine wirklich gemeinverständliche, keinerlei Kenntnis voraussetzende Einführung. Verfasser greift nicht etwa nur die einzelnen wichtigsten großen Philosophen als Höhepnnkt philosophischen Denkens heraus, sondern er will uns die gesamte philosophische Entwicklung zeigen, in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihren Beziehungen zur allgemeinen Kulturlage. Dabei bietet er sowohl eine historische Darstellung wie eine kritische Würdigung.

Rousseau. Von Geheimrat Prof. L. Geiger. 131 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser zeichnet in fesselnder, leichter Gesprächssprache das Leben und Schaffen des großen Franzosen, seine Schriften werden in kurzen Hauptskizzen geboten, seine Stellung zu Theater und Musik gewürdigt, die Frauen aus Rousseaus Umgangskreis genauer betrachtet, ferner sein Leben in seiner Zeit und seiner Stellung zu den Größen jener Epoche dargetan. Kurz, es ist ein echtes Volksbuch, das uns gefehlt hat, und es wird eine Lücke in der Volksliteratur ausfüllen."

Die Hilfe.

Immanuel Kant. Von Privatdozent Dr. E. von Aster. Mit einem Porträt. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„An dem philosophischen System des Königsberger Philosophen kann einer vorübergehen, der sich irgendwie philosophisch betätigen will... Daher freuen wir uns des vorliegenden Werkchens, das uns die Anschauungen, die, schwerfällig geschrieben, in den Originalwerken als totes Gut verborgen liegen, klar erschließt und seiner Aufgabe, einer sachlichen Wiedergabe der Kantschen Probleme und Gedankengänge, gut gerecht wird."

Zeitschrift für latein. höh. Schulen.

Die Weltanschauungen der Gegenwart in Gegensatz und Ausgleich. Von Prof. Dr. C. Wenzig. 158 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„In der vorliegenden Arbeit ergreift nun ein Meister philosophischer Darstellungskunst die Feder. Mit psychologischem Rüstzeug bahnt uns Wenzig den Weg in die so verschlungenen Pfade der einzelnen philosophischen Systeme. Bei vorwiegend systematischer Tönung ist das Buch äußerst instruktiv mit historisch-kritischen Anmerkungen durchsetzt. Evolutionismus, Materialismus und Psychologismus sind besonders wirkungsvoll zur Darstellung gebracht."

Pädagog. Zeitung.

Einführung in die Psychologie. Von Prof. Dr. H. Dyroff. 2. vermehrte Aufl. 143 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Die das Interesse weitester Kreise der Gebildeten so eng berührenden Gebiete der Psychologie des Sprechens und Denkens, des Gefühls- und Trieblebens, des Willens und der Aufmerksamkeit werden beleuchtet. Stete Anknüpfungen an bekannte Erscheinungen des Lebens und der Kunst berühren besonders angenehm, ebenso die Vermeidung einer komplizierten Terminologie und die jedesmalige Erläuterung etwa gebrauchter termini technici."

Kölnische Zeitung.

Charakterbildung. Von Prof. Dr. Th. Elsenhans. 143 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Buch vereinigt in so einzigartiger Weise Reichhaltigkeit des Stoffes mit klarer und verständlicher Darstellung, daß jeder Gebildete, vor allem jeder Pädagoge, viel Genuß und Förderung aus der Lektüre gewinnen wird."

Pädagog.-psychol. Studien.

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen. Von Privatdozent Dr. Mangold. Vgl. S. 26.

Leib und Seele. Von Prof. Dr. H. Boruttau. 149 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„B.s Darlegungen der nervenphysiologischen und physiologisch-psychologischen Grundtatsachen, wie der Beziehungen zwischen Psychischem und Physischem, sind in möglichst elementarer und allgemeinverständlicher Form gehalten. Jeder Gebildete wird besonders die Kapitel: Nervensystem, Gehirn und Intelligenz, Tier- und Menschenseele, Leib und Seele mit Interesse lesen. Dem Büchlein ist weiteste Verbreitung zu wünschen."

Deutsche Ärzte-Zeitung.

Prinzipielle Grundlagen der Pädagogik und Didaktik. Von Prof. Dr. W. Rein. 142 Seiten. In Originallbd. M. 1.25

„W. Rein ist einer der tüchtigsten und anerkanntesten Pädagogen unserer Zeit... Wenn nun ein solcher Mann sich entschließt, den Reichtum seiner Erfahrungen in einer Schrift, die mehr einem Abriß als einer ausführlichen Darstellung gleicht, in streng systematischer Form niederzulegen, so ist dieses Büchlein von vornherein hoher Beachtung wert. Sonach glaube ich sagen zu dürfen, daß Staatsmänner, Ratsherren, Eltern und Lehrer sehr viel aus dem Büchlein lernen können."

Geheimrat Muff, Pforta. Kreuz-Ztg.

Praktische Erziehung. Von Direktor Dr. A. Pabst. 123 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Alles in allem haben wir hier ein vortreffliches Buch, das man mit größtem Vergnügen liest und jedem aufs wärmste empfehlen kann, dem Fachmann wie dem Laien. Einige Kapitel, wie das dritte, seien den Eltern besonders zur Lektüre empfohlen, sie finden da goldene Worte. Ich bin überzeugt, das Schriftchen wird sich viele Freunde erwerben."

Zeitschrift für das Gymnasialwesen.



Gartenbau im Landerziehungsheim Ilsenburg am Harz.

SPRACHE / LITERATUR

Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache von Geh. Rat Prof. Dr. Friedrich Kluge. **2. Auflage.** 158 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das Büchlein darf als eine vortreffliche Belehrung über das Wesen der deutschen Sprache freudig begrüßt werden. Es enthält zehn zwanglose, aber wohl zusammenhängende Kapitel, die sich gleichmäßig durch sichere Beherrschung des Stoffes, klare Entwicklung der Probleme und Gesetze und frische Anschaulichkeit der Darstellung auszeichnen. Diese Vorzüge machen die Schrift, zumal an Belegen und Proben nicht gespart wird, zu einer anziehenden Lektüre für jeden Gebildeten. Aber auch der Fachmann wird den Ausführungen nicht ohne Genuß und Gewinn folgen. Man sieht, wie der Verfasser aus eigner reicher Erfahrung heraus seine Ansichten und Forderungen formuliert und bemüht ist, zukünftiger Forschung den Boden zu bereiten." O. L. Lit. Zentralbl. f. Deutschland.

Lautbildung. Von Prof. Dr. L. Sütterlin. 191 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„... Eine ganz vortreffliche Orientierung bietet S. mit dem vorliegenden Büchlein. Der behagliche Fluß der Rede vereinigt sich mit Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung, so daß auch der Fernerstehende mit Verständnis folgen kann. Fremdartige wissenschaftliche Ausdrücke werden möglichst vermieden, gut gewählte und oft amüsante Beispiele aus dem Deutschen und seinen Dialekten unterstützen die theoretischen Ausführungen." Univ.-Prof. Dr. Albert Thumb. Frankf. Zeitung.

Das Märchen. Von Prof. Friedrich von der Leyen. 154 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser gehört zu den feinsten Kennern dieses Literaturgebietes. Er führt uns durch die Märchenschätze der Kultur- und Naturvölker, läßt uns einen Blick tun in die Geschichte und die Aufgabe der Märchenforschung. Er zeigt uns die Entstehung des Märchens aus den Vorstellungen, dem Glauben und den Einrichtungen der Urzeit, verfolgt seine Spuren und Hinterlassenschaft bei den Babyloniern, Ägyptern, Juden, den Griechen und Römern, beschäftigt sich eingehend mit den Märchen der Inder, Perser und Araber. Ein besonders interessantes Kapitel ist dem deutschen Märchen gewidmet, dessen Weiterbildung durch die Jahrhunderte wir kennen lernen." Berl. Morgenpost.

Der Sagenkreis der Nibelungen. Von Prof. Dr. G. Holz. 131 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dem jungen Studiosen, der sich zum ersten Male mit den Fragen vertraut machen will, die sich an das Nibelungenlied anknüpfen, dürfte es eine ebenso willkommene Gabe sein wie dem Schulmanne, der vor der Lektüre des Liedes mit seinen Zöglingen das Bedürfnis fühlt, in wenigen Stunden auch die neuesten Ergebnisse der Forschung auf diesem Gebiete vor sich vorüberziehen zu lassen." Neuphilologische Blätter.

Lessing. Von Geheimrat Prof. Dr. R. M. Werner. 159 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Eine vorzügliche und zugleich eine mit der Gabe knapper und klarer Anweisung ausgestattete Führerin wird dabei R. M. Werners kurze Lessing-biographie sein. Auf 159 Seiten erhalten wir eine Fülle von Anregungen in stilistisch fein abgerundeter Form. Wir begleiten den Dichter und Schriftsteller durch alle Stufen seines reichen Wirkens. Den mutigen, eisernen Charakter, den kraftvollsten Autor unserer Literatur lernen wir kennen in dem geradezu spannend geschriebenen Buche, das uns nicht wieder losläßt, wenn wir uns ihm einmal gewidmet haben." Geh. Rat A. Matthias, Berlin. Monatsschrift für höhere Schulen.

Das klassische Weimar. Von Prof. Friedrich Lienhard. 161 Seiten mit Buchschmuck. In Originalleinenband Mark 1.25

„Als treuer Hüter steht Fritz Lienhard am Tor des Graltempels der idealistischen Weltanschauung unserer klassischen Kunst von Weimar. Und mit tiefen Begeisterungen, mit priesterlicher Weihe, mit echter Wärme, ein wahrhaft Gläubiger, weist er uns immer wieder hin auf das einzig Eine, was uns not tut. ... In großen Linien zeichnet er den Entwicklungsgang, den Aufstieg von Friedrich dem Großen und Klopstock bis zur Vollendung in Goethe, und legt den Wert und die Bedeutung der Führer in ihren Besonderheiten dar." Julius Hart. Der Tag.

Goethe und seine Zeit. Von Professor Dr. K. Alt. 154 S. mit einem Porträt. In Originalband Mark 1.25

„Solche Bücher sind gerade innerhalb der ungeheuer angeschwollenen Goethe-literatur von großem Wert. Denn sie zwingen uns aus der Unmasse des Materials zurück zu einer Zusammendrängung aufs Wesentliche und Versuch, das Dauernde aus der Erscheinungen Flucht festzuhalten." Der Thürmer.

Einführung in Goethes Faust. Von Professor Friedrich Lienhard. 170 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Friedrich Lienhard, einer unserer feinsten Goethe-Kenner, gibt hier eine tiefempfundene Einführung in den Faust, wobei er den Schwerpunkt seiner Darstellung weniger auf die Einzelheiten als auf den Sinn der ganzen Dichtung legt. Gerade er hat uns vieles zu sagen, was unter diesem Gesichtspunkt und in diesem Zusammenhange noch nicht herausgearbeitet worden ist.

Heinrich von Kleist. Von Prof. Dr. H. Roetteken. 152 S. mit einem Porträt. Gebunden Mark 1.25

„Eine treffliche, auf selbständiger Forschung ruhende Zusammenfassung unseres Wissens über Kleist wird hier geboten. Die knappen Analysen und ästhetischen Wertungen der Dichtungen enthalten eine Fülle des Anregenden; vorzüglich wird das echt Kleistische in den Gestalten des Dichters veranschaulicht und ein Begriff von seinen psychologischen und stilistischen Ausdrucksmitteln gegeben." F. D. Königsberger Allgem. Zeitung.

KUNST

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart. Von Prof. Dr. E. Meumann. **2.,** verbesserte u. vermehrte **Aufl.** 180 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Deshalb wird man eine so klar geschriebene kurze Zusammenfassung aller ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit mit lebhafter Freude begrüßen müssen. Die gesamte einschlägige Literatur wird vom Verfasser beherrscht. Man merkt es seiner elegant geschriebenen Darstellung an, wie sie aus dem Vollen schöpft. Gerade für den, der in die behandelten Probleme tiefer eindringen will, wird Meumanns Werkchen ein unentbehrlicher Führer sein."

Straßburger Post.

„Jeder, der sich mit diesem Gegenstande befaßt, muß zu dem vorliegenden Buche greifen, denn eine Autorität wie Meumann kann nicht übergangen werden."

Schauen und Schaffen, Jahrgang 35.

Das System der Ästhetik. Von Prof. Dr. E. Meumann. In Originalleinenband M. 1.25

Während der Leser in der „Einführung" die Hauptprobleme der Ästhetik und ihrer Methoden, nach denen sie behandelt werden, kennen lernt, gibt der Verfasser hier eine Lösung dieser Probleme, indem er seine Anschauungen in systematischer, zusammenhängender Form darlegt.

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von Privatdozent Dr. Arnold Schering. 110 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einem ungemein sicheren pädagogischen Takte werden wir von Abschnitt zu Abschnitt immer tiefer in das Verständnis der Musik eingeführt . . . So wüßten wir für den bildungsfähigen Laien keine bessere Anregung zu eigenem Nachdenken und gesteigerter Vertiefung in die Meisterwerke der Tonkunst, wie dieses Buch. Es ist ein Vademekum im besten Sinne für jeden Musikfreund und alle, die es werden wollen, zugleich aber auch ein wertvoller Beitrag zur praktischen Musikästhetik."

Deutsche Musikdirektoren-Zeitung. Nr. 41. 13. Jahrgang.



Räucherfaß aus Trier. Aus Bitzthum.

Grundriß der Musikwissenschaft. Von Prof. Dr. phil. et mus. Hugo Riemann. 160 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Ein phänomenales Büchlein, auf 160 Seiten eine zusammenfassende, in bewunderungswürdiger Übersichtlichkeit aufgerollte Darstellung der gesamten Musikwissenschaft, eine Enzyklopädie von nie dagewesener Konzentration eines ungeheuren Stoff- und Ideengebietes! Der berühmte Leipziger Musikgelehrte .... behandelt in dieser seiner erstaunlichen Arbeit den ganzen Komplex von Wissenschaften, die dienend oder selbständig in ihrem Zusammenschluß die moderne Musikwissenschaft bilden; ..... Beiden, Musiker wie Musikfreund, kann Riemanns Grundriß der Musikwissenschaft als ein Buch von starkem Bildungswert nicht warm genug empfohlen werden." Hamburger Nachrichten.

Mozart. Von Professor Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 159 S. Mit einem Porträt v. Doris Stock. In Origbd. M. 1.25

„Das Mozartbüchlein unterscheidet sich durch die lebendige und anschauliche Art, wie in ihm das Leben und Schaffen des göttlichen Mozart dargestellt wird, von vielen der in letzter Zeit erschienenen Musikermonographien aufs vorteilhafteste. Wenn der Verfasser in der Einleitung vielleicht nicht ganz mit Unrecht sagt, daß Mozart, infolge einer mangelnden Kenntnis des von ihm Geschaffenen, bei aller vermeintlichen Hochachtung schief und einseitig beurteilt wird, so ist gerade das vorliegende Werk geeignet, auf dem Wege zur richtigen Erkenntnis des Menschen und Künstlers Mozart ein sicherer Führer zu sein." Allgem. Musikzeitung.

Beethoven. Von Prof. Dr. Herm. Freih. von der Pfordten. 151 S. Mit einem Porträt v. Prof. Stuck. In Origbd. M. 1.25

„Ein treffliches Buch, das die Fach- und Sachkenntnis des geistreichen Autors glänzend dokumentiert. Dieser hat damit ein Werk geschaffen von einzigartiger Natur, indem er bei aller Fülle des Gebotenen doch nur anregt, sich mit dem großartigen „Beethoven-Material", sowohl dem biographischen, wissenschaftlichen und musikalischen, näher zu beschäftigen und damit der Oberflächlichkeit mancher Musikfreunde und Allwisser entgegenarbeitet. Wahrlich ein hervorragendes Verdienst, das nicht genug anzuerkennen ist." J. L. Musikal. Rundschau. 4. Jahrg.

Richard Wagner. Von Privatdoz. Dr. E. Schmitz. 150 S. mit einem Porträt. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die Absicht des Verfassers, in kurzen Zügen ein lebensvolles Bild von dem Wirken und Schaffen des großen Dichterkomponisten zu entwerfen, ist ihm voll und ganz gelungen. Noch mehr, eine Reihe psychologischer und historischer Momente, welche von entscheidender Bedeutung bei der Beurteilung Wagners und seiner Werke sind, treten neu hinzu und dienen als orientierende Fingerzeige für den beobachtenden Leser. In fünf Kapiteln zeigt der Verfasser Wagner als Musiker und großen Dramatiker, als Dichter und Komponist zugleich. Die Grundlage hierzu bieten ihm die Wagnerschen Werke. Möge dieses Büchlein der Popularisierung R. Wagners und seiner Kunst dienen." Cäcilia.

Christliche Kunst. Von Superintendent R. Bürkner. 160 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Hier haben wir aus der Feder eines durchaus kompetenten Kunstkenners einen gedrängten Überblick über die Kunstgeschichte und deren Entwicklung im Dienst der Kirche vom Altertum bis zur Gegenwart, der die ästhetische Bedeutung der einzelnen Zeitalter und Meister darzustellen und zu werten gesucht und auf die mannigfache Beeinflussuug aufmerksam macht, die von christlicher Seite her auf die Entfaltung der bildenden Künste eingewirkt hat. So kann sich jeder die Grundlagen kunsthistorischen Verständnisses mühelos verschaffen, der sich das vorliegende Büchlein zum Führer erwählt. Und wir werden seinen knappen Ausführungen zumeist zustimmen können .... Wir können diesen kundigen Führer durch die Kunstgeschichte deshalb warm empfehlen." Evangel. Kirchenzeitung. Nr. 21. 1911.

Christliche Kunst im Bilde. Von Prof. Dr. Georg Graf Vitzthum. 96 Tafeln mit ca. 180 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalband Mark 1.25

„Wer auch nur eine Vorstellung hat von der unendlichen Fülle der uns erhaltenen Kunstwerke christlichen Inhalts und kirchlicher Bestimmung, der wird bewundern, mit welchem hervorragenden Geschick der Verfasser es verstanden hat, uns in ungefähr 180 Bildern die christliche Kunst an ihren charakteristischsten Beispielen vorzuführen, und uns zu zeigen, wie vielseitig und verschiedenartig das Christentum im Laufe der Zeiten die Kunst für seine Zwecke verwendet hat. Auch wer eine umfangreiche Kunstgeschichte durcharbeitet, dürfte kaum ein klareres Bild der christlichen Kunst erhalten, wie aus diesem prächtigen Bändchen, das sich ebenso durch seine mit großem Sachverständnis ausgewählten und mit feinem ästhetischem Gefühl zusammengestellten Abbildungen, wie durch die lebendige, packende Fassung des erklärenden Textes auszeichnet." Der Kunstfreund.



Dürer: Flucht aus Ägypten (Ausschnitt). Aus Vitzthum.

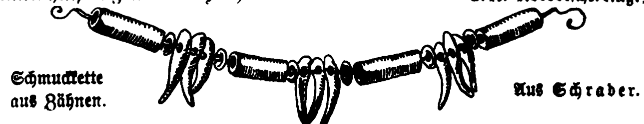
GESCHICHTE

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen. Von Prof. Dr. J. Pohlig. 150 S. m. zahlr. Abb. **2. Aufl.** In Originallbd. M. 1.25
„Ein Bild der prähistorischen Eiszeit stellt der Verfasser vor unserm Geist auf, wie es kürzer und einleuchtender dem Laien wohl selten geboten wurde. . . . Einfach im Stil und doch anregend genug, um selbst Menschen, die sich auf diesem Gebiete der Wissenschaft fremd und unbehaglich fühlen, fesseln zu können.“ R. M. Natur u. Haus. 16. Jahrg.

Die Indogermanen. Von Prof. Dr. O. Schrader. 160 S. mit zahlr. Abbildungen auf Tafeln. In Originalleinenbd. M. 1.25
„Mit Freude ist es zu begrüßen, daß sich O. Schrader entschlossen hat, eine knappe und durchaus gemeinverständlich gehaltene Zusammenfassung des von ihm für richtig Gehaltenen zu liefern. Wir erfahren alles Wissenswerte über das indogermanische Urvolk, dessen Stämme, Wirtschaftsform, Siedlungsweise, Handel und Gewerbe, Nahrung (nebst Trank), Familien- und Sippenverfassung, Blutrache, Religion, Heimat usw. Dabei kommen so ausschlaggebende Dinge zur Sprache, wie die Geltung von Vater- und Mutterrecht einschließlich der Stellung der Frau, das Verhältnis von Viehzüchter- und Ackerbauertum, die Beziehungen von Geisterverehrung und Götterglauben usw.“ Neue Jahrbücher.

Altorientalische Kultur im Bilde. Von Dr. J. Hunger und Dr. H. Lamer. 96 Taf. u. 64 S. Text. In Origb. M. 1.25
Der alte Orient, dessen Erforschung man sich in den letzten Jahrzehnten immer mehr zugewandt und der uns eine ganz neue Welt erschlossen hat, ersteht hier in seinen wichtigsten Kulturdenkmälern vor den Augen des Lesers. Das religiöse, staatliche und bürgerliche Leben der Ägypter und Babylonier, der kleinasiatischen Völker, der Phoeniker und Perser wird im Bilde vorgeführt: die Götter und Dämonen, die heiligen Tiere und Göttersymbole, Tempel: Priester und Kultur, dann die Herrscher und ihre Paläste, ihre Krieger und Jagden, Beamte und Staatsverwaltung, endlich Haus und Hof, Haus- und Toilettegeräte, Spiel und Vergnügen, Handel und Wandel, Ackerbau und Handwerk, Tod und Grab.

Die babylonische Geisteskultur in ihren Beziehungen zur Kulturentwicklung der Menschheit. Von Prof. Dr. H. Winckler. 156 Seiten. Gebunden Mark 1.25
„Das kleine Werk behandelt die Fülle von Material, wie wir es nunmehr zur altorientalischen Weltanschauungslehre besitzen, in übersichtlicher und zugleich fesselnder Weise; es wird jedem Leser, der sich für diese Fragen zu interessieren begonnen hat, ungemein nützlich werden.“ C. R. Norddtsche. Allg. Ztg.



Schmuckkette aus Zähnen. Aus Schrader.

Die ägäische Kultur. Von Prof. Dr. R. von Lichtenberg.

160 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalband Mark 1.25

„Die neuen Funde auf Korfu haben wieder die Aufmerksamkeit weitester Kreise auf jene eigentümlich altgriechische Kultur gelenkt, die uns bisher die großartigen Ausgrabungen Schliemanns, Dörpfelds u. a. in Troja, Mykenä, auf Kreta und auch sonst im Mittelmeergebiet erschlossen, und die uns ein Bild geben von der Homerischen Welt. Wohl haben wir eingehende Darstellungen der einzelnen Ausgrabungsstätten und wissenschaftliche Beschreibungen der hervorragendsten Funde. Aber uns fehlt eine für den Laien bestimmte, gemeinverständliche Übersicht über die gesamte Kultur Alt-Griechenlands, die wir heute bereits bis ins dritte vorchristliche Jahrtausend zurückverfolgen können. In diese Lücke will das vorliegende, trefflich illustrierte Bändchen treten." Reichsanzeiger.



Goldring von Mykenä.
Aus Lichtenberg.

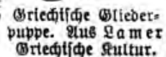
Griechische Kultur im Bilde. Von Dr. Hans Lamer.

96 Tafeln u. 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 1.25

„Man weiß nicht, soll man mehr die Reichhaltigkeit und Schönheit der Abbildungen sowie ihre treffliche Auswahl rühmend hervorheben oder die Geschicklichkeit des Verfassers, auf so knappem Raum in den Erläuterungen so reiches Material in übersichtlicher Ordnung zu bieten und ein so anschauliches Bild vom Kulturleben der Griechen zu entwerfen. . . In sehr anregenden Einzelartikeln führt uns der gelehrte Verfasser in allen Seiten des griechischen Kulturlebens ein und zeigt uns, wie viele Fäden die Gegenwart mit dem Griechentum verbinden. Besonders lehrreich sind die Blicke ins Privatleben und die technischen Errungenschaften der Griechen." Augsburger Postzeitung.

Vom Griechentum zum Christentum. Von Professor Dr. A. Bauer. 160 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Das sehr anregende und lesenswerte Büchlein beginnt mit einigen handgreiflichen Beispielen des Fortlebens antiker Kultur in der Gegenwart, die den Laien auf die tieferen geschichtlichen Zusammenhänge vorbereiten, und bezeichnet man den Hellenismus als die Epoche der griechischen Geschichte, die auf den modernen Staat und auf das Christentum den stärksten Einfluß ausgeübt hat. Das gedankenreiche Buch wird auch dem Forscher von Wert sein, und man lernt aus ihm auch, wo man die Urteile nicht unterschreibt oder wo man anders nuanciert." Theol. Literaturzeitung.



Griechische Gliederpuppe. Aus Lamer, Griechische Kultur.



Relief vom Grabmal des Engros-Brotlieferanten Eurysaces. Ablieferung des Brotes an Beamte (Ausschnitt). Aus Lamer.

Römische Kultur im Bilde. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Oberlehrer Dr. H. Lamer. 175 Abbildungen auf 96 Tafeln und 64 Seiten Text. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Dieser in der ausgezeichneten Sammlung erschienene Band verdient warme Empfehlung. Es ist ein ganz vorzügliches Mittel, Kulturgeschichte zu treiben, auf diese Weise durch eine Fülle von Bildern des gesamten Lebens zur Anschauung zu bringen und dann nur das Nötigste im Worte hinzuzufügen. Hier sind Abbildungen gegeben, in denen Religion und Kultus, Theater, Zirkus, das ganze öffentliche Leben mit den öffentlichen Gebäuden, die Privatarchitektur, Kunst und Kunstgewerbe, Privatleben, Handel und Gewerbe, Bestattung — kurz das ganze Leben vor uns vorüberzieht. Die Wahl der Bilder zeugt für eine genaue Kenntnis." Der Türmer.

Zur Kulturgeschichte Roms. Von Professor Dr. Th. Birt. 2. verbesserte u. vermehrte **Auflage.** 163 S. In Origllbd. M. 1.25

„Birt ist nicht nur ein gründlicher Kenner der Antike, sondern auch ein glänzender Schriftsteller. Farbenprächtige, lebensdurchpulste Bilder zaubert er vor unser geistiges Auge. Wir durchwandern mit ihm die Straßen des alten Roms, bewundern die privaten und öffentlichen Bauten und beobachten im Gewühl die vorbeiflutende Menge." Vossische Zeitung

Das alte Rom. Sein Werden, Blühen und Vergehen. Von Professor Dr. E. Diehl. 126 S. Mit zahlreichen Abbildungen und 4 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Rom, sein Werden, Blühen und Vergehen von den ersten Anfängen bis zum Ende des weströmischen Reiches lernen wir hier kennen an Hand einer klaren Darstellung, unterstützt von Bildern und Karten. . . . Nicht nur dem Italienreisenden, sondern jedem, der sich mit römischer Geschichte befaßt oder kunstgeschichtliche Studien treiben will, wird das Büchlein von Wert sein." Der Architekt.

Cäsar. Von Hauptmann Georg Veith. 190 Seiten. Mit einem Porträt und Kartenskizzen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Geschichte des Mannes, der wie kein Zweiter die Schicksale einer Kulturwelt in neue und bleibende Bahnen gelenkt hat, gehört zu den fesselndsten Kapiteln der Weltgeschichte. Ihm ist dieses Bändchen gewidmet. Cäsars Aufstieg, sein Wirken auf der Höhe seiner Macht und seinen Sturz, dieses Heldentum und seine Tragik läßt Verfasser an uns vorüberziehen.

Westdeutschland zur Römerzeit. Von Prof. Dr. Dragendorff. Zirka 160 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

Die Zeit der römischen Okkupetion war für Deutschlands kulturelle Entwicklung von unermeßlicher Bedeutung. Die Bedingungen klarzulegen, unter denen sich durch die Mischung des einheimischen und römischen Elements eine provinziale Kultur entwickelt und die Verschiedenheit zu erklären, die zwischen dem inneren Germanien und den Provinzen an der römischen Militärgrenze entstanden, bildet eine Hauptaufgabe dieses Bändchens. Es schildert, wie sich unter römischer Einwirkung städtisches Leben, Handel und Verkehr, Kunst und Handwerk entwickelte und was aus dieser Zeit an Keimen nach Deutschland getragen wurde, um hier sich weiter zu entwickeln. Andererseits wird mit besonderem Nachdruck hervorgehoben, wie überall auch das einheimische Element zur Geltung kam und diese Zeit somit nicht nur ein Stück auf deutschem Boden verpflanzte römische Geschichte sondern zugleich deutsche Kulturgeschichte ist.

Grundzüge der Deutschen Altertumskunde. Von Prof. Dr. H. Fischer. 143 S. In Originalleinenband M. 1.25

„Wer künftig sich darüber unterrichten will, welches die Hauptfragen sind, die die deutsche Altertumskunde zu beantworten hat, welche verschiedene Umfragen dabei zu berücksichtigen sind, der greife zu Fischers Büchlein. Er wird hier seine Wünsche erfüllen können. Mit diesen Worten ist dem Buche eine Empfehlung erteilt, die man in der Tat sonst keinem anderen Werke der gesamten wissenschaftlichen und populären Literatur auf dem Gebiete der deutschen Altertumskunde zuteil werden lassen kann. Fischer hat Recht, wenn er in dem Vorwort betont, daß es eine andere Darstellung des ganzen Gegenstandes zurzeit nicht gibt."

Prof. Dr. Lauffer. Frankfurter Zeitung.

100. Band **Deutsche Kultur des Mittelalters im Bilde.** 100. Band

Von Professor Dr. Paul Herre. 112 schwarze und eine farbige Kunstdrucktafel mit über 200 Abbildungen und 64 Seiten Text. In Originalleinenband Mark 2.50

1000 Jahre deutscher Kulturentwicklung ziehen in diesem neuesten Bilderatlas — das 100. Bändchen der Sammlung — in Bild und Wort an uns vorüber. Jede Seite mittelalterlicher Kultur wird in mindestens einem Beleg vorgeführt. Der Betrachter durchwandert an Hand der Abbildungen und des erläuternden Textes die Gebiete des Staatslebens, des Kriegs- und Verkehrswesens, der Kunst in all ihren Verzweigungen, des Erziehungs- und Bildungswesens, der Wissenschaften und Technik. Er läßt das Leben und Treiben der einzelnen Stände an sich vorüberziehen: die Geistlichkeit in ihrem priesterlichen Wirken und ihrem klösterlichen Dasein, den Adel in seiner ritterlichen Betätigung, das Bürgertum der deutschen Städte in seinem gewerblichen und kommerziellen Schaffen; den Bauernstand in seiner dörflichen Umgebung und seiner agrarischen Tätigkeit; und schließlich auch die fahrenden Leute mit ihrem ungeregelten Leben auf der Landstraße und dem Jahrmarkt. Kurz, ein überreiches Leben staatlicher, wirtschaftlicher und geistiger Betätigung unserer Vorfahren.

Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 183 Seiten. In Origllbd. M. 1.25

„In diesem übersichtlichen Rahmen bietet der aus dem Vollen schöpfende Verfasser eine sorgfältige Auswahl der charakteristischsten Einzelheiten aus der Entwicklungsgeschichte unseres Volkes, lebendig schildernd und zu tiefergehendem Studium verlockend ... Aus der ganzen Darstellung leuchtet die Freude des Verfassers an dem unaufhaltsamen Fortschreiten edler Menschlichkeit hervor. Es kann daher jedem Freunde der deutschen Geschichte als zuverlässiger Berater empfohlen werden." Wissenschaftl. Rundschau.

Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit. Von Prof. Dr. G. Steinhausen. 162 Seiten. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Vielleicht noch mehr wie bei der vor kurzem erschienenen Kulturgeschichte des Mittelalters muß man bewundern, welche Fülle von Stoff der Verfasser, der als Autorität auf dem Gebiete der Kulturgeschichte anerkannt ist, hier auf engem Raume gemeistert hat. Die weitausschauende und tiefgreifende Darstellung, die überraschend viel Neues bringt, zeigt uns, wie der Deutsche zu einem modernen Kulturmenschen geworden ist."

Berliner Neueste Nachrichten.

Die deutsche Revolution (1848). Von Professor Dr. E. Brandenburg. 143 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die vorliegende, bei aller Knappheit überaus instruktive Darstellung bietet ein eindrucksvolles Bild jener gewaltigen Volksbewegung, deren Ursprung sich aus den Ideen der großen französischen Revolution und aus dem Geistesleben des vormärzlichen Deutschland erklärt und deren Verlauf und Scheitern sowohl im Reiche als in den Einzelstaaten zu den wichtigsten Episoden der deutschen Geschichte gehört. Das letzte Kapitel über die Bedeutung der Revolution für die wirtschaftlichen, sozialen und geistigen Fragen deckt die Verbindungslinie der achtundvierziger Zeit mit der Gegenwart auf. Möge das Büchlein zahlreiche Leser finden, deren Bestreben dahin geht, die Grundlagen ihres historischen und politischen Verständnisses zu verstärken." National-Zeitung.


Feldbestellung.
Aus Herre, Kulturgeschichte.

Seehelden und Admirale. Von Vize-Admiral H. Kirchhoff. 136 S. mit 6 Tafeln. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dies Bändchen verfolgt in der glücklichsten Weise einen doppelten Zweck. Es erzählt uns die höchst spannenden und abenteuerreichen Lebensschicksale großer Männer, Schilderungen von hohem, biographischem Reize, und gibt in seiner Gesamtheit zugleich eine Entwicklungsgeschichte der Flotte von den Trieren der Griechen bis zu den Panzerschiffen der Gegenwart."
Berliner Tageblatt.

Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Von Priv.-Doz. Dr. P. Herre. 180 Seiten. In Originalleinenband M. 1.25

„Aus diesem Überblick wird klar, daß der Verfasser den Anforderungen einer übersichtlichen Anordnung des Stoffes und einer gleichmäßigen Berücksichtigung der wesentlichen Entwicklungsmomente vollauf gerecht geworden ist. In letzterer Hinsicht hat er neben der politischen überall auch die kommerzielle Entwicklung geschildert, wie er auch die Rassne- und Kulturprobleme ins rechte Licht zu setzen verstanden hat." Deutsche Literaturzeitung.

Die Kultur der Araber. Von Prof. Dr. H. Hell. 154 S. Mit 2 Tafeln und zahlr. Abb. In Originalleinenband M. 1.25

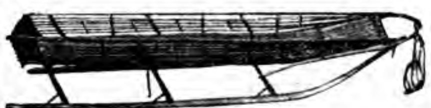
„Diese kurz und straff zusammengefaßte Darstellung, die trotzdem anschaulich und lebendig zu schildern weiß, darf mit großer Freude willkommen geheißen werden.... So lohnt es sich in der Tat, sich hier in die Vergangenheit zu versetzen, und der Verfasser hat es trefflich verstanden, uns durch Wort und Bild immer neue Seiten der Kultur zu erschließen. J. K. Hamburg. Nachricht.

Mohammed und die Seinen. Von Prof. Dr. H. Reckendorf. 138 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Unter den in jüngster Zeit sich mit erfreulichem Fortschritt mehrenden Darstellungen der islamischen Anfänge für weitere Kreise nimmt dieses Buch eine ganz hervorragende und besondere Stelle ein."
R. Geyer, Wiener Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Bd. 21.

Die Polarvölker. Von Dr. H. Byhan, Abteilungsvorstand am Museum für Völkerkunde, Hamburg. 148 Seiten mit ca. 200 Abbildungen, 2 Karten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In instruktiver und verhältnismäßig reichhaltiger Darstellung führt der Verfasser die Völker des hohen Nordens in ihrer materiellen und geistigen Kultur vor.... Die Tafeln enthalten etwa 200 gut ausgewählte Abbildungen nach den besten Vorlagen.... Solche allgemeinverständlich und lesbar gehaltenen und die doch wissenschaftliche Verläßlichkeit wahrenden Schriften wie diese können der Völkerkunde nur nützlich sein." Globus. Bd. 96.



Hundeschlitten, Ostjaken. Aus Byhan. Hundeanspannung, Juit.

BÜRGERKUNDE VOLKSWIRTSCHAFTSLEHRE

Staatsbürgerkunde. Von Geh. Rat Prof. E. Bernheim. 112 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Der bekannte Greifswalder Historiker will seine Leser zu selbständigem Urteil über die Bürgerrechte und -pflichten führen, sie bekannt machen mit den staatsrechtlichen Eigenschaften des modernen Staates und den sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Politik. Von Prof. Dr. Fr. Stier-Somlo. **2. Aufl.** 170 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„In großen Zügen, stets die historischen Zusammenhänge herausarbeitend, gibt es die Grundlinien einer wissenschaftlichen Politik, und in fesselnder Weise ziehen am Leser die Grundprobleme der für jede politische Bildung unentbehrlichen Staatslehre vorüber ... Alle unsere Zeit bewegenden politischen Ideen kommen zur Sprache."

Commeniusblätter für Volkserziehung.

Einführung in die Rechtswissenschaft. Von Professor Dr. G. Radbruch. **2. Aufl.** 153 Seiten. In Origb. M. 1.25

„In einer Zeit, in der man mit Recht bürgerkundliche Kenntnisse zu einem wesentlichen Bestandteil unserer allgemeinen Bildung zählt, ist uns eine Einführung in die Rechtswissenschaft besonders willkommen ... Es würde zu weit führen, hier eingehend die Fülle der in diesem Buche enthaltenen Probleme aufzuzählen. Wir können nur wünschen, daß es von vielen gelesen wird."

Deutsche Beamtenzeitung.

Unsere Gerichte und ihre Reform. Von Prof. Dr. W. Kisch. 171 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein prächtiges Büchlein, das Wesen und Aufgabe unserer Gerichte gemeinverständlich darstellt und zu den Reformfragen in so trefflicher, überzeugender und sachlicher Weise Stellung nimmt, daß ich es im Interesse des Ansehens und deren Organe gerne jedem Deutschen in die Hand geben möchte."

Das Recht.

Die deutsche Reichsverfassung. Von Geh. Rat Professor Dr. Ph. Zorn. **2. Aufl.** 128 Seiten. In Originalband M. 1.25

„Die vorliegende gemeinverständliche Schrift des hervorragenden Bonner Rechtsgelehrten macht den Leser in leichtfaßlicher, klarer und prägnanter Darstellung mit dem Wesen der deutschen Reichsverfassung bekannt ... Als willkommene Beigabe ist dem sehr zu empfehlenden, vom Verlage vorzüglich ausgestatteten und preiswerten Schriftchen ein kurzer Überblick über die Literatur des Reichsstaatsrechts angegliedert."

Literarisches Zentralblatt

Unsere Kolonien. Von Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. H. Schnee, Ministerialdirektor im Kolonialamt. 196 S. In Origllbd. M. 1.25

„Der Leser findet hier vor allem das vom wirtschaftlichen Gesichtspunkt Wesentliche, auf amtliches Material gegründete Angaben über den gegenwärtigen Stand der Besiedelung und der Plantagenwirtschaft, des Bergbaues, des Handels und der Eingeborenenproduktion, des Eisenbahnbaues, der Finanzen und der Verwaltungsorganisation unserer Schutzgebiete."

Deutsches Kolonialblatt.

Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. O. Spann. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Die kleine Schrift scheint mir zu den wertvollsten Veröffentlichungen der ja im übrigen rühmlich bekannten Sammlung zu gehören. Ihre Hauptbedeutung liegt in der Anwendung der dogmengeschichtlichen Methode ... diese Methode hat den Vorteil, das Verständnis für die relative Berechtigung der einzelnen Theorien in ihm lebendig zu machen und ihn damit zugleich anzuleiten: immer wieder von der Wirklichkeit und ihren Problemen selber auszugehen ... Ich empfehle das Büchlein sehr zur Anschaffung."

Akademische Blätter.

Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Von Prof. Dr. W. Wygodzinski. 154 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Dieses treffliche Büchlein ist kein Lehrbuch, sondern eine anschauliche lebendige Darstellung im Gange der volkswirtschaftlichen Produktion und ihrem Verhältnis zum Staate. Gütererzeugung, Güterverteilung und Güterverwendung, dieser geschlossene Kreis der Wirtschaft, in dem Anfang und Ende zusammenstoßen, gibt den Rahmen der Darstellung, die vor allem die Beziehungen der Volkswirtschaft zum Leben unserer Zeit klarzulegen weiß." Dresdner Anzeiger.

Volkswirtschaft und Staat. Von Prof. Dr. E. Kindermann 128 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

In seiner allgemeinverständlichen klaren Darstellung gibt das Buch einen Einblick in die Mitarbeit der Volkswirtschaft an staatlichen Zielen, vor allem im Etatswesen und in die Mitwirkung des Staates an der volkswirtschaftlichen Tätigkeit."

Deutsche Literaturzeitung.

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Prof. Dr. A. Weber. 148 Seiten. In Originalband Mark 1.25

„Eine interessante Einführung in die sozialen Probleme der Großstadt, deren Studium weiteren Kreisen nur empfohlen werden kann. In leicht lesbarer Form legt der Autor die kulturelle und soziale Bedeutung der modernen Großstadt dar und führt uns nach Betrachtung des Familienlebens in die eigentlichen sozialen Probleme ein." Volkswirtschaftl. Bl.

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke. 122 S. In Originalleinenband Mark 1.25

„Wer sich über Lage und Statistik des Mittelstandes, seine Forderungen, seine Zukunftsaussichten, seine Entwicklung zum neuen Mittelstand und zahlreiche andere wichtige Probleme unterrichten will, dem gibt dieses praktische Büchlein erwünschten Aufschluß ..."

Wbsn. Die Hilfe.

Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen. Von Helene Lange. 141 Seiten. Gebunden Mark 1.25

„Wer sich klar werden will über den organischen Zusammenhang der modernen Frauenbestrebungen, über die man so leicht, je nach zufälligen Erfahrungen, hier zustimmend, dort verdammend, urteilt, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß eine die andere voraussetzt, eine mit der anderen in den gleichen letzten Ursachen zusammenfließt . . ., der greife zu diesem inhaltsreichen, trefflich geschriebenen Buche."
Elisabeth Gnauck-Kühne. Soziale Kultur.

Soziale Säuglings- und Jugendfürsorge. Von Privat-Dozent Dr. A. Uffenheimer. 172 S. In Originalband M. 1.25

„Es ist unmöglich, den außerordentlich reichen Inhalt des vorliegenden Bändchens auch nur ganz kurz anzugeben. Immer wieder mußte ich beim Lesen die Geschicklichkeit des Verfassers bewundern, das so große Material dieser Fragen auf so engem Raum unterzubringen und dabei in einer Form und Übersichtlichkeit, wie ich sie selten so klar im Aufbau und populär in der Darstellung antraf. Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Leitfadens ist die gründliche Beherrschung des ganzen Gebietes, nicht nur der Literatur, sondern auch der Praxis; und diese Erfahrungen und Kenntnisse stehen dem bekannten Verfasser in umfassender Weise zur Verfügung. Das Buch kann aufs angelegentlichste empfohlen werden."
Dr. Neter. Der Arzt als Erzieher.

ZOOLOGIE UND BOTANIK

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen. Von Prof. Dr. F. Dahl. 160 S. mit zahlr. Abbild. In Originallbd. M. 1.25

„In keinem der bis heute erschienenen Bücher war in hinreichender Weise hervorgehoben, auf welche Punkte es bei einer guten Beobachtung in erster Linie ankommt. Das vorliegende Büchlein zeigt uns nun, wie man zoologisch beobachten muß und wie man seine Beobachtungen unter allgemeine Gesichtspunkte bringen und gleichsam in ein System einreihen kann. . . . Zur Beobachtung aller dieser Erscheinungen gibt uns der Verfasser eine treffliche Anleitung und erklärt alles durch zahlreiche gediegene Beispiele.
Österr. Forst- und Jagdzeitung. 29. Jahrg.

Der Tierkörper. Seine Form u. sein Bau unter dem Einfluß der äußeren Daseinsbedingungen. Von Privatdoz. Dr. Eugen Neresheimer. 140 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser gibt nicht etwa eine trockene systematische Aufzählung und Beschreibung der verschiedenen Tierformen, sondern sein Streben geht dahin, diese seinen Lesern aus ihrer Entwicklungs- und Lebensgeschichte zu erklären, zu zeigen, welchen Einfluß die umgebende Welt auf deren Bau ausgeübt und welche Beziehungen sich daraus zwischen Tier zu Tier, zu den Pflanzen und der übrigen lebenden und nicht belebten Natur ergeben müssen."
Aus der Heimat.

Die Säugetiere Deutschlands. Von Priv.-Doz. Dr. Hennings. 174 Seiten mit zahlreichen Abbildungen u. 1 Taf. In Originalleinenband Mark 1.25


Futterglocke. Aus Zimmer.

„Diese Eigenschaften zu würdigen, scheint uns der Verfasser des vorliegenden Büchleins besonders berufen zu sein, denn er vereint die ganz gediegenen Kenntnisse des Zoologen mit dem liebevollen Blicke des Naturfreundes, der ein rein ideelles Interesse hat an der Erhaltung unserer Tierwelt. Er unterläßt es aber daneben nicht, stets auch deren wirtschaftliche Bedeutung voll zu würdigen. So sind die in unserem Bändchen gegebenen Schilderungen nicht etwa trockene zoologische Beschreibungen, sondern aus dem vollen Leben geschöpfte Naturbilder, die in gleicher Weise den Forscher wie Laien, den Jäger wie den Naturfreund fesseln werden." Forst- und Jagdzeitung.

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt. Von Privatdozent Dr. Zimmer. Mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

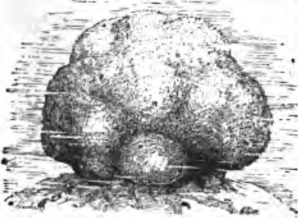
„Ein hübsches Buch, um mit der Natur umgehen zu lernen! Verfasser gibt die Hilfsmittel an, und zwar die Literatur und die event. Instrumente, die notwendig sind, gibt Ratschläge für Exkursionen und schildert dann das Vogelleben im Kreislaufe des Jahres. Es folgen dann Auseinandersetzungen über Mittel, die das Beobachten erleichtern, über Sammlungen, und die beiden letzten Kapitel behandeln die Frage „Was kann man am Vogel beobachten?" und „Vogelbeobachtungen im Auslande". Naturwissenschaftl. Wochenschrift.

„Das ist wieder einmal eines jener Bücher, wie sie uns not tun, die unendlich viel wertvoller sind als langatmige und langweilige Abschriften von Etiketten verstaubter Museumsbälge." Mitt. über die Vogelwelt. 11. Jahrg. 1. Heft.

Das Schmarotzertum im Tierreich und seine Bedeutung für die Artbildung. Von Hofrat Prof. Dr. L. v. Graff. 136 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der schon vielfach behandelte Stoff findet hier von einem Meister wissenschaftlicher Forschung eine ausgezeichnete klare Darstellung, wobei besonders die allgemeinen Fragen, soweit es der beschränkte Umfang gestattet, eingehend berücksichtigt werden." Prof. Dr. Hesse. Monatsheft f. d. nat. Unterr.

Tier- und Pflanzenleben des Meeres. Von Prof. Dr. A. Nathanson. 134 Seiten mit einer farbigen und zwei schwarzen Tafeln sowie zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband M. 1.25



Badeschwamm. Aus Nathanson.

„Ein sehr guter und zuverlässiger Überblick über das Leben des Meeres. Verfasser bespricht zunächst die Verteilung der Organismen im Meere und die Entdeckung der Tiefseefauna; sodann geht er auf die Methodik ein, wie eine Kenntnis dieser Organismen zu gewinnen ist. Ein weiteres Kapitel beschäftigt sich mit dem Bau und den Anpassungen der Meerespflanzen, mit den Lebensbedingungen und der Lebensweise der schwebenden Meeresflora, mit der Organisation der Meerestiere und ihrer Lebensweise und endlich ein Schlußkapitel mit der Entwicklung und den Wanderungen der Seetiere."

Naturwissenschaftliche Wochenschrift. 1911.

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. F. Rosen. 161 S. mit zahlr. Abb. In Origllbd. M. 1.25

„Dieses Buch begnügt sich nicht damit, dem Leser eine Reihe von Winken und Rezepten zur Beobachtung der einzelnen Pflanzen oder Pflanzenfamilien zu geben, sondern es stellt sich das schöne Ziel, den Naturfreund die Pflanzen verstehen zu lehren in ihrem Kampf ums Dasein und ihrer Stellung im Ganzen der belebten Natur. Die Darstellung ist stets vom biologischen Gesichtspunkt beherrscht."

Kosmos.

„Ein kleines Buch mit reichem Inhalt! . . . Wer nicht Zeit und Neigung hat, größere Werke durchzuarbeiten und doch orientiert sein möchte auf dem Gebiete des Entwicklungsganges der Pflanzenwelt, dem sei dieses mit einer ganzen Reihe instruktiver Zeichnungen versehene Bändchen bestens empfohlen."

Pädagogische Reform. Nr. 19. 34. Jahrg.

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreiche. Von Professor Dr. Giesenhagen. 136 Seiten mit zahlr. Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser hat es mit Erfolg versucht, ein tieferes Verständnis für das Entwicklungsproblem im Pflanzenreiche in seinem Zusammenhang mit der Befruchtung und Vererbung zu wecken .... Die Art der Darstellung wird das mit guten Abbildungen versehene Buch jedem für Naturwissenschaft Interessierten zu einer angenehmen Lektüre machen."

Fühlings Landwirtschaftliche Zeitung.

Marchantia polymorpha. Aus Rosen.

Pflanzengeographie. Von Prof. Dr. P. Graebner. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Mit einer wahren Kunstfertigkeit sind hier auf dem so engbegrenzten Raum die Pflanzengeographie und die ihr innigst verknüpfte Formationsbiologie untergebracht worden. Jetzt ist jedem Menschen hinreichend Gelegenheit gegeben, sich in Kürze über das in Rede stehende Gebiet zu orientieren." Globus. Bd. 27.

Phanerogamen (Blütenpflanzen). Von Professor Dr. E. Gilg und Dr. Muschler. 172 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Orignallbd. M. 1.25

„Wer dies 172 Seiten starke Bändchen gelesen, wird den beiden Verfassern volle Anerkennung zollen müssen, daß sie es verstanden, auf so beschränktem Raume das gewaltige Gebiet der Phanerogamen so übersichtlich und erschöpfend zu behandeln. Auf eine kurze Einleitung über die wesentlichsten Gesichtspunkte der modernen Pflanzenkunde, die Geschlechtsverhältnisse, Befruchtung, Frucht und Samenbildung bei den Blütenpflanzen folgt die Schilderung der bedeutendsten Familien des Pflanzenreiches nicht nur der einheimischen Flora, sondern aus allen Gebieten der Erde, soweit es sich um Nutz- oder Arzneigewächse handelt . . Da auch die Zierpflanzen berücksichtigt sind, eignet sich das Werkchen insbesondere auch für Gärtner und Blumenliebhaber jeder Art." Deutsche Gärtner-Zeitung. 7. Jahrgang



Epiphitische Orchidee an einem Baumast. Aus Graebner.

Kryptogamen (Algen, Pilze, Flechten, Moose und Farnpflanzen). Prof. Dr. Möbius. 168 S. mit zahlr. Abb. Gebunden M. 1.25

„Dieser Aufgabe hat sich der Verfasser in anerkennungswerter Weise unterzogen. Was er auf den 168 Seiten des Buches bietet, gibt nicht nur einen guten Überblick über das ausgedehnte Gebiet der Kryptogamenkunde, sondern ermöglicht dem Laien auch, sich in einem kleineren Gebiet die ersten Kenntnisse anzueignen, auf Grund deren er dann mit Hilfe von ausführlicheren Lehrbüchern sich weiter einarbeiten kann." G. Lindau. Deutsche Literaturztg.

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben. Von Prof. Dr. H. Miehe. 146 S. m. zahlr. Abb. In Origbd. M. 1.25

„Es ist daher dem Buche Verbreitung zu wünschen, namentlich ist es Landwirten, ferner den Nahrungsmittelgewerbetreibenden, Hausfrauen und Müttern, sowie Lehrern sehr zu empfehlen; auch dürfte es sich als Unterlage zu Vorträgen in Fortbildungs- und ähnlichen Schulen vortrefflich eignen. Die Zeichnungen sind klar und deutlich, und trotz der guten Ausstattung ist der Preis billig." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Zimmer- und Balkonpflanzen. Von Städt. Garteninspektor Paul Dannenberg. **2. Auflage.** 171 Seiten mit zahlreichen Abbildungen und 1 Tafel. In Originalleinenband M. 1.25

„Nicht der Naturwissenschaftler, sondern der praktische Gärtner ergreift das Wort und lehrt uns seine Kunstgriffe und Handfertigkeiten. Aber der Verfasser ist auch der ästhetisch gebildete Züchter, dem es nicht auf die Erzielung botanisch merkwürdiger oder seltener Zuchterfolge ankommt, sondern der immer wieder betont, daß die Blumenpflege ein Stück Kultur unserer Wohnung im Innern wie nach außen darstelle. Das Buch sei jedem Blumenliebhaber gelegentlichst empfohlen." Pädagog. Reform.

„Dies Büchlein möchte man in der Hand jeder Familie wissen. Wer es durchgelesen, gewinnt Lust und Liebe zur Blumenpflege, denn er sagt sich, nun weiß ich, wie ichs anzufangen habe." Illustrierte Flora.

Unser Garten. Von Garteninspektor Fritz Zahn. Mit zahlreichen Abb. 151 S. In Originalband Mark 1.25

„In einer Zeit, in der die Gartenstadtbewegung immer mehr an Boden gewinnt, in der man immer mehr dazu übergeht, den Wohnhäusern auch kleine Gärtchen beizugeben, wird dies hübsche Büchlein eines erfahrenen Praktikers dankbare Aufnahme finden. Man merkt es an der Darstellung, daß sie aus dem praktischen Leben entstand. Sie gibt allen Gartenbesitzern und solchen, die es werden wollen, gerade das, was sie über die Anlage, Unterhaltung und Pflege des Gartens wissen müssen, um sich ein behagliches Gartenheim zu schaffen .... Besonders sei noch hingewiesen, daß der Verfasser stets auch auf jene Rücksicht nimmt, die nur beschränkte Mittel für ihr Gärtchen zur Verfügung haben. So wird das Buch reichen Segen stiften."
Zeitschrift für Obst- und Gartenbau. 37. Jahrgang.

„Das vorliegende Büchlein ist eine erfreuliche, wertvolle Gabe: keinerlei Wortgeklingel, dafür aber überall praktische Erfahrung, Geschmack, Urteil, klare Ratschläge, Belehrung und Anleitung. Alles darin gesagte beruht auf gesunder Grundlage, wurzelt in der Praxis und ist getragen von echter, warmer Liebe zum Garten, zur Kunst und zur Natur. Der Verfasser tritt frei für seine Überzeugung ein, hütet sich dennoch vor Einseitigkeit." Die Dorfkirche.



Vermehrungskästen für das Zimmerfenster. Aus Dannenberg.

ANTHROPOLOGIE / HYGIENE

Lebensfragen. Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. F. B. Ahrens. 159 Seiten mit Abbild. Gebunden M. 1.25

„Wissenschaftlich und populär zugleich zu schreiben ist eine Kunst, die nicht vielen gegeben ist. Ahrens hat sich als Meister auf diesem Gebiete erwiesen. Auch die vorliegende Schrift zeigt die vielen Vorzüge seiner klaren Darstellung und pädagogischen Umsicht. Ohne besondere Kenntnisse vorauszusetzen, behandelt er die chemischen Erscheinungen des Stoffwechsels und beschreibt die Eigenschaften, Bildung und Darstellung unserer Nahrungs- und Genußmittel. Das Buch kann aufs beste empfohlen werden." Chemiker-Zeitung.

Gesundheit und Lebensklugheit. Von Geh. Sanitätsrat Dr. R. Paasch. 104 S. In Originalleinenband Mark 1.25

Dieses Büchlein möchte seinen Lesern in allen Fragen, die unsere Gesundheit angehen, zu einem selbständigen Urteil verhelfen. Insbesondere möchte es eine Anleitung geben, unseren seelischen Funktionen auch auf dem Gebiet diätetischer Fürsorge die Vorherrschaft zu sichern und den Begriff Gesundheit in höherem Sinne zu fassen, als es der Tagesgebrauch mit sich bringt.

Der menschliche Organismus und seine Gesunderhaltung. Von Oberstabsarzt und Privatdozent Dr. A. Menzer. 160 S. mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein solcher treuer Ratgeber ist das vorliegende Büchlein. In meisterhaft klarer Darstellung, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, gibt es seinen Lesern zunächst einen tiefen Einblick in den Aufbau und die Leistungen des menschlichen Körpers ... Nachdem wir auf diese Weise den menschlichen Organismus kennen gelernt haben, werden wir in einem weiteren Kapitel in die Krankheitsursachen und ihre Verhütung eingeführt, wobei besonders die allgemeine Hygiene der Lebensweise erörtert wird. ... All diese Ausführungen aber sind für unser Wohl von grundlegender Bedeutung, daß wir das Büchlein in jedem Hause wissen möchten." Natur und Kultur.

Leib und Seele. Von Professor Dr. H. Boruttau. 128 S. mit zahlreichen Abbildungen. Vgl. S. 6.

Das Nervensystem u. d. Schädlichkeiten d. tägl. Lebens. Von Prof. Dr. P. Schuster. 137 S. m. zahlr. Abb. In Origb. M.1.25

„Das vorliegende Büchlein enthält sechs ausgezeichnete klare Vorträge. ... Es behandelt nach einem Überblick über den Bau und die Funktionen des Nervensystems die Schädlichkeiten, die dasselbe treffen können, ferner die Wirkung der Gifte, insbesondere des Tabaks, des Alkohols und des Morphiums, die Bedeutung der Anfälle für das Nervensystem, die Einwirkung geistiger Vorgänge auf körperliche Funktionen und schließlich die Folgen der geistigen Überanstrengung." Literarisches Zentralblatt für Deutschland.

Unsere Sinnesorgane u. ihre Funktionen. Von Priv.-Doz. Dr. med. et phil. E. Mangold. 155 S. m. zahlr. Abb. In Origb. M. 1.25

„Die Anatomie und Physiologie der einzelnen Organe, die wichtigsten Theorien über die Wirkung der Reize auf die peripherischen Teile und über die Umsetzung dieser Reize in Empfindungen in den zentralen Sinnesorganen werden in ausgezeichnet übersichtlich und klarer Weise vorgeführt. Möge das Buch, das ein weiterer glänzender Beweis ist für den Wert der Sammlung, recht viele Leser finden, ihre Mühe wird reichlich belohnt werden." Konrad Höller. Pädagog. Reform.

Die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung. Von Prof. Dr. W. Rosenthal. 168 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Da die Beteiligung im Kampfe gegen die Volksseuchen Pflicht eines jeden ist, so darf man ein populäres Werk wie das vorliegende, welches in allgemeinverständlicher, sachkundiger und eindringlicher Form „die Volkskrankheiten und ihre Bekämpfung" behandelt, mit Freude begrüßen und mit Recht empfehlen."

Zeitschrift f. physikalische und diätetische Therapie.

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens. Von Professor Dr. C. Posner. 121 Seiten mit Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Der Verfasser geht in sehr geschickter Weise den richtigen Mittelweg zwischen „zu gelehrt" und „zu populär". Die Ausführungen sind klar und präzis, so daß der Arzt den kleinen Band gebildeten Laien warm empfehlen und auch selbst Rat daraus schöpfen kann, wie er mit seinen Patienten diese heiklen Fragen besprechen soll." Deutsche medizin. Wochenschrift.

Gesundheitspflege des Weibes. Von Professor Dr. Paul Straßmann. 160 S. In Originalleinenbd. M. 1.25

Das Bändchen will in erster Linie ein Führer sein zu einer gesunden, zweckmäßigen Lebensweise. Es will über die großen Gefahren aufklären, die besonders der Frau bei Vernachlässigung und nicht sachgemäßen ärztlichen Behandlung ihres Körpers drohen und will zugleich auch wirken zum Nutzen einer künftigen Generation.

Die moderne Chirurgie für gebildete Laien. Von Geheimrat Professor Dr. H. Tillmanns. 160 Seiten mit 78 Abbildungen und einer farbigen Tafel. In Originalleinenband Mark 1.25

„Ein Buch wie das vorliegende kann der Anerkennung der Ärzte wie der Laien in gleichem Maße sicher sein. Es enthält genau so viel, als ein gebildeter Laie von dem gegenwärtigen Stand der Chirurgie wissen muß und soll, und es kann, wenn die darin enthaltenen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen, dem Kranken nur Nutzen stiften."

Berliner klinische Wochenschrift.

GEOLOGIE / ASTRONOMIE METEOROLOGIE

Grundfragen der allgemeinen Geologie in kritischer und leichtverständlicher Darstellung. Von Professor Dr. P. Wagner. 140 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„In kurzer gedrängter Form macht Verfasser den Leser mit den wichtigsten Gebieten der Geologie bekannt. Dabei geht der Verfasser auf alle Fragen ein, die für die Gestaltung unserer Erdoberfläche wichtig erscheinen. Ausgehend von der Kant-Leplaceschen Theorie, beschreibt der Verfasser das Erdinnere, die Erdrinde, Magma, Vulkan usw., um schließlich auf die dem Laien bekanntesten Vorgänge wie Verwitterung, Gletschererosion zu erläutern. Ein besonderer Vorzug des kleinen Werkchens liegt darin, daß nach jedem Kapitel ein Verzeichnis der benutzten Literatur aufgeführt ist. Dem Buch kann man nur weite Verbreitung in Laienkreisen wünschen."

Deutsche Bergwerkszeitung. 12. Jahrg.

Die vulkanischen Gewalten der Erde und ihre Erscheinungen. Von Geheimrat Prof. Dr. H. Haas. 146 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

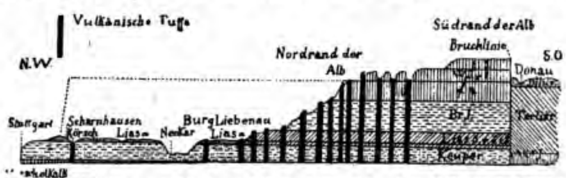
„In trefflicher Weise und unter Berücksichtigung der neuesten Literatur führt vorliegendes Büchlein den Leser in das Verständnis der vulkanischen Erscheinungen ein. . . . Möge das Büchlein einen recht zahlreichen Leserkreis finden."

K. Sapper. Petermanns Mitteilungen.

Die Alpen. Von Privatdoz. Dr. F. Machaček. 151 S. m. zahlr. Profilen und typischen Landschaftsbildern. In Originallbd. M. 1.25

„Der Verfasser des Werkchens hat es in ausgezeichneter Weise verstanden, auch den Nichtfachmann in die verwickelte Tektonik des Alpengebirges einzuführen. Nach einer topographischen Beschreibung des Alpengebietes folgt eine Würdigung der Klimamodifikationen. Ihr schließt sich sachlich ein Abschnitt über Wasser und Eis in den Alpen an. Auch das Pflanzenkleid der Alpen zeigt deutliche Abhängigkeit vom Höhenklima. Das letzte Kapitel des Buches ist dem Menschen in den Alpen gewidmet. . . . Das Buch kann jedem Freunde unseres Hochgebirges aufs wärmste empfohlen werden."

E. Werth. Zeitschr. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.



Schematischer Durchschnitt von Stuttgart bis nach Oberschwaben (NW nach SO) das Vulkangebiet von Drach. Aus Haas.

PHYSIK / TECHNIK

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle. Von Privatdozent Dr. P. Eversheim. 129 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

„Heute ist das Verwendungsgebiet der Elektrizität ein so außerordentlich ausgedehntes, daß wohl ein jeder mehr oder weniger mit ihr in Berührung kommt. Deshalb kann man es dankbar begrüßen, wenn auch dem Laien durch ein so klar geschriebenes Büchlein ein Einblick eröffnet wird und in großen Zügen die Grundbegriffe der Elektrotechnik dargelegt werden . . . . Die sorgfältig gezeichneten Abbildungen beleben die Darstellung."

Elektrotechnische Zeitschrift.

Hörbare, Sichtbare, Elektrische und Röntgenstrahlen. Von Geh. Rat Prof. Dr. Fr. Neesen. 132 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. In Originalleinenband Mark 1.25

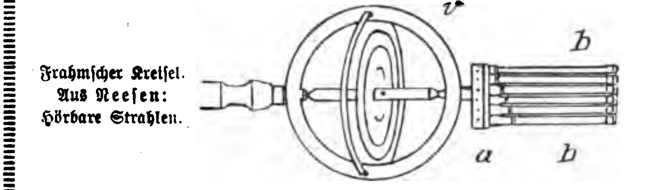
„Ein vortrefflicher Führer ist das vorliegende Büchlein. In vorbildlich klarer Sprache, von leichterem zu schwerem ansteigend, werden nach einem mehr einleitenden Kapitel über die Wellen in vier weiteren Abschnitten die verschiedenen, im Titel des Werkchens angegebenen Strahlenarten behandelt, die hörbaren, sichtbaren, elektrischen Strahlen und die Strahlen ohne Wellen. Wir werden jeweils mit den wichtigsten Erscheinungen und Hypothesen des betreffenden Gebietes bekannt gemacht, sowie in deren Nutzanwendung für die Praxis eingeführt, und wir bekommen so einen Überblick über dieses schwierige, aber wohl auch interessanteste Gebiet der Physik."

Gaea.

Einführung in die Elektrochemie. Von Prof. Dr. W. Bermbach. 144 Seiten mit zahlr. Abbildungen. Gebunden Mark 1.25

„In diesem ausgezeichneten Werkchen unternimmt es der Autor, jeden, der die Grundbegriffe der Chemie und Physik kennt, mit dem Gebiete der Elektrochemie in seinen Hauptzügen bekannt zu machen. Es werden zunächst die Hauptgesetze der Elektrizitätslehre und der physikalischen Chemie, die zum Verständnis der Elektrochemie nötig sind, in anschaulicher Weise, unterstützt durch gute Zeichnungen, vorgeführt und dann das ganze Gebiet der heutigen Elektrochemie skizziert. Hervorzuheben ist, daß der Autor überall die neueste Literatur benutzt und somit seine Führung dem jüngsten Stande dieses Wissenszweiges gerecht wird."

Physikalische Zeitschrift. 10. Jahrgang.



Frahmscher Kreisel. Aus Neesen: Hörbare Strahlen.

Telegraphie und Telephonie. Von Telegraphendirektor und Dozent F. Hamacher. 156 S. m. 115 Abb. In Origllbd. M. 1.25

„Die Ausdruckweise ist knapp, aber klar; die Ausstattung des Werkes ist gut. Laien werden sich aus dem Buche mühelos einen Überblick über die Einrichtungen des Telegraphen- und Fernsprechbetriebes verschaffen können."
Elektrotechnische Zeitschrift.

Das Licht im Dienste der Menschheit. Von Dr. G. Leimbach. 126 S. mit 96 Abb. In Originalleinenband Mark 1.25

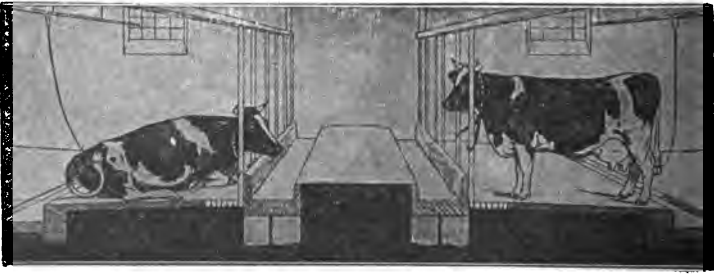
„Der Kampf um das Licht ist eines der wichtigsten Kapitel der Weltgeschichte. Von der ersten Anwendung des Feuers als Wärme- und Lichtquelle bis zur Entdeckung der Fernphotographie — welch ungeheurer Weg menschlichen Schaffens! In welchen Etappen er zurückgelegt wurde, will uns der Verfasser dieses schönen Bändchens zeigen." Leipziger Tageblatt.

Kohle und Eisen. Von Professor Dr. A. Binz. 136 Seiten. In Originalleinenband Mark 1.25

„Es verdient größte Anerkennung, wie dieses enorme Gebiet auf dem zur Verfügung stehenden gedrängten Raume eine immerhin erschöpfende Darstellung gefunden, wobei selbst die geschichtliche Entwicklung der verschiedenen Instruktionen berücksichtigt und somit eines der wichtigsten Kapitel aus der Geschichte der Erfindungen und Entdeckungen behandelt wird."
Deutsche Bergwerkszeitung.

Das Holz. Von Forstmeister H. Kottmeier und Dr. F. Uhlmann. 143 S. mit Abbildungen. In Originalleinenbd. M. 1.25

„Die beiden Verfasser haben mit diesem Buche ein Werk geschaffen, das das gesamte Wissen über den Holzbau, Holzverwertung, Holzhandel, Holzindustrie in übersichtlicher und einwandfreier Weise zur Darstellung bringt. Dem botanischen und dem forstwirtschaftlichen Teil wurde ebensolche Ausführlichkeit zuteil wie dem Abschnitt über die wirtschaftliche Bedeutung des Holzhandels, was besonders hervorgehoben zu werden verdient. Das schön ausgestattete und mit reichem statistischem Material versehene Werk kann sehr empfohlen werden." Das Wissen für Alle. 10. Jahrg.



Moderne Aufstallung. Aus Sommerfeld.

Das Süßwasser-Aquarium. Von C. Heller.

„Dieses Buch ist nicht nur ein unentbehrlicher Ratgeber für jeden Aquarienfreund, sondern es macht vor allen Dingen seinen Leser mit den interessanten Vorgängen aus dem Leben im Wasser bekannt . . ."

Bayerische Lehrerzeitung.

Reptilien- und Amphibienpflege. Von Dr. P. Krefft.

„Die einheimischen, für den Anfänger zunächst in Betracht kommenden Arten sind vorzüglich geschildert in bezug auf Lebensgewohnheiten und Pflegebedürfnisse, — die fremdländischen Terrarientiere nehmen einen sehr breiten Raum ein." O. Kr. Pädagogische Reform.

Die Ameisen. Von H. Viehmeyer.

„Viehmeyer ist allen Ameisenfreunden als bester Kenner bekannt. Von seinen Bildern kann man sagen, daß sie vom ersten bis zum letzten Wort der Natur geradezu abgeschrieben sind."

Thüringer Schulblatt.

Die Schmarotzer der Menschen und Tiere. Von Dr. v. Linstow.

„Es ist eine unappetitliche Gesellschaft, die hier in Wort und Bild vor dem Leser aufmarschiert. Aber gerade jene Parasiten, die unserer Existenz abträglich sind, gerade sie verdienen, von ihm nach Form und Wesen gekannt zu sein, weil damit der erste wirksame Schritt zu ihrer Bekämpfung eingeleitet ist." K. Süddeutsche Apotheker-Zeitung.

Unsere Wasserinsekten. Von Georg Ulmer.

Für Freunde des Wassers, für Liebhaber von Aquarien ist dies Buch geschrieben. Es bietet eine Fülle von Anregungen und wird den Leser veranlassen, selbst hinauszuziehen in die Natur, sie mit eigenen Augen zu betrachten.

Die mikroskopische Kleinwelt unserer Gewässer. Eine Einführung in die Naturgeschichte der einfachsten Lebensformen nebst kurzer Anleitung zu deren Studium. Von E. Reukauf.

„Nur wenige haben eine Ahnung von dem ungeheuren Formenreichtum und eine auch nur annähernd richtige Vorstellung von dem Wesen jener Mikroorganismen, die unsere Gewässer bevölkern. Als ein Schlüssel hierzu wird das vorliegende Bändchen vorzüglich geeignet sein. . . ." Deutsche Zeitung.

Aus der Vorgeschichte der Pflanzenwelt. Von Dr. W. Gothan.

An einer solchen allgemeinverständlichen Einführung in die Geschichte der Pflanzenwelt fehlte es bisher. Der Verfasser bespricht zunächst die geologischen Grundbegriffe, geht dann auf die Art der Erhaltung der fossilen Pflanzenreihe ein und schildert die Vorgeschichte der großen wichtigsten Gruppen des Pflanzenreiches der Jetzt- und Vorzeit.

